

Ilka Hoffmann: Tagebuch eines Schattenlosen Teil 1: Der verlorene Schatten



Theo C. kann es zuerst gar nicht glauben: Sein Schatten ist ihm abhanden gekommen! Wie soll er jetzt weiterleben? Ein Mensch ohne Schatten wird doch überall Anstoß erregen! Da kommt ihm das Angebot einer Firma für Ersatzschatten gerade recht. Aber kann er dem obskuren Schattenhändler vertrauen?

Inhalt

Die Kündigung	6
Schattenlose Tage	8
Erinnerungsarbeit.....	10
Geschichte eines Schattenverlusts/1.....	12
1. Der Betriebsausflug	13
Geschichte eines Schattenverlusts/2.....	16
2. Novembernebel	17
Geschichte eines Schattenverlusts/3.....	20
Das finstere Bergdorf.....	20
3. Im Labyrinth des Rotlichtviertels.....	21
Geschichte eines Schattenverlusts/4.....	24
4. Das Mädchen mit den grünen Augen	25
Geschichte eines Schattenverlusts/5.....	28
5. Sturz in die Nacht.....	29
Geschichte eines Schattenverlusts/6.....	32
Brennender Sand	32
6. Der Sonnenstich.....	33
Geschichte eines Schattenverlusts/7.....	35
Schattenspiele	35
7. Kreislaufstörungen.....	36
Erinnerungslücken.....	38
Geschichte eines Schattenverlusts/8.....	41
Flammenblicke.....	41
8. Ein neuer Tag	42
Geschichte eines Schattenverlusts/9.....	45

9. Die Entblößung	46
Ein Werbeschreiben von <i>Pleasant Work</i>	49
Geschichte eines Schattenverlusts/10	53
10. Schmerzhaftes Erwachen	54
Geschichte eines Schattenverlusts/11	57
11. Telefonat mit einem Arbeitskollegen	58
Geschichte eines Schattenverlusts/12	61
12. Die Suche nach dem Mädchen mit den grünen Augen	62
Geschichte eines Schattenverlusts/13	65
13. Traum und Wirklichkeit	66
Besuch vom Schattenhändler/1	68
1. Der Ersatzschatten.....	69
Besuch vom Schattenhändler/2	74
2. Schattenmodelle.....	75
Geschichte eines Schattenverlusts/14	80
Alltagssorgen	80
14. Telefonat mit Lina	81
Geschichte eines Schattenverlusts/15	85
15. Ein (un-)erotisches Abenteuer.....	86
Geschichte eines Schattenverlusts/16	89
Flughunde	89
16. Entfremdung.....	91
Versteckte Kamera	94
Geschichte eines Schattenverlusts/17	98
17. Seltsamer Besuch bei Lina	99
Der Jäger der Schattenlosen/1	103
1. Gefangen im Netz	103

<i>Der Jäger der Schattenlosen/2</i>	107
Der gnadenlose Fahrkartenkontrolleur	107
2. Das Schattenverlustgesetz.....	108
<i>Der Jäger der Schattenlosen/3</i>	111
Post von der Schattenermittlungsstelle	111
3. Schattengeldjagd	112
Geschichte eines Schattenverlusts/18	116
18. Verdächtiges Lob	117
Geschichte eines Schattenverlusts/19	121
Don Quijote, der edle Cyber-Ritter.....	121
19. Im Abseits	123
Geschichte eines Schattenverlusts/20	125
Ein Anruf von <i>Pleasant Work</i>	125
20. Error!.....	126
<i>Bei der Schattenermittlungsstelle/1</i>	130
1. Die Vorladung	130
<i>Bei der Schattenermittlungsstelle/2</i>	135
2. Das Schattenverlustformular.....	136
<i>Bei der Schattenermittlungsstelle/3</i>	139
3. Verhör durch den Schattenermittlungsbeamten	140
<i>Bei der Schattenermittlungsstelle/4</i>	144
Ein Schattentraum	144
4. Die Schattenvermessung.....	145
<i>Bei der Schattenermittlungsstelle/5</i>	149
Der Club der Dunkelmänner	149
5. Das Brandmal.....	150
<i>Erneuter Besuch des Schattenhändlers/1</i>	154

Ein neuer Ausweis.....	154
1. Reziproke Leistungserbringung	155
Erneuter Besuch des Schattenhändlers/2	159
2. Die Schlangenhand	160
Wiedersehen mit Lina/1	164
Lähmungsgefühle	164
1. Ausflug nach Hadderstetten	165
Wiedersehen mit Lina/2	170
2. Das Geständnis	171
Wiedersehen mit Lina/3	176
3. Die Fußfessel.....	176
<i>Bildnachweise</i>	181

Die Kündigung



Samstag, 1. Juli

Heute ist die Kündigung gekommen. Ich habe zuerst gedacht, es handle sich um Werbung, weil auf dem Briefumschlag der neue, englische Name der Firma aufgedruckt war: Securitas – International Insurance Company. Klingt irgendwie albern, aber wer weltweit operieren möchte, kommt um solche Namensspielchen wohl nicht herum.

Sicher, die Kündigung war mit mir abgesprochen – aber getroffen hat sie mich trotzdem. Ob wohl Methode dahinter steckt, dass man sie mir ausgerechnet an einem Samstag zustellt? So ist der Empfänger ja praktisch gezwungen, sich erst einmal zu beruhigen, ehe er sich eventuell doch noch gegen die Entscheidung zur Wehr setzt. – Ach was, das ist denen doch ganz egal!

Wenn ich wenigstens jemanden hätte, mit dem ich über die ganze Sache reden könnte! Ich habe das Gefühl, ich müsste mir alles noch einmal in Ruhe durch den Kopf gehen lassen, aber allein komme ich irgendwie nicht weiter. Dafür fehlt mir einfach die

Distanz zu dem Erlebten. Andererseits scheue ich aber auch davor zurück, mich anderen in meiner Nacktheit – so zumindest empfinde ich meinen Zustand – zu offenbaren.

So ist fürs Erste der Computer mein einziges Gegenüber – eine etwas einseitige Kommunikation, auch wenn Kollege Computer vielleicht einen ganz guten Beichtvater abgibt.

Aber wenn ich ehrlich bin, ist mir diese Form von Selbstbespiegelung nicht nur keine Hilfe, sondern verstärkt eher meine Hilflosigkeitsgefühle. Besonders das Blinken des Cursors kann ich kaum ertragen. Es erinnert mich an das Herzklopfen, nachts, wenn man aus einem Alptraum erwacht und den eigenen Herzschlag zunächst für das Geräusch näher kommender Schritte hält. Ich sollte das lassen – es hat ja doch keinen Zweck.

Samstag, 1. Juli, abends

Jetzt bin ich doch froh, dass ich mich heute Morgen fürs Abspeichern entschieden habe. Immerhin ist damit ein Anfang gemacht, und jetzt, wo ich keiner geregelten Arbeit mehr nachgehen werde, kann das alltägliche Tippen am Computer meinen Tagen vielleicht einen neuen Rhythmus geben. Natürlich bleibt fraglich, ob das zu etwas führt – aber einen Versuch ist es wert.

Den Tag heute habe ich völlig sinnlos vertrödelt. Ich kann mich kaum noch daran erinnern, was ich wann gemacht habe. Wie soll es mir da gelingen, diese ganze Geschichte zu rekonstruieren, die doch viel weiter in die Vergangenheit zurückreicht? Vielleicht mache ich mir zuerst mal ein paar Notizen. Dann könnte ich auch diesem nervtötenden Blinken des Cursors eine Zeit lang entkommen.

Schattenlose Tage

Montag, 3. Juli

War im Büro, um meine Sachen abzuholen. Zwar ist der Auflösungsvertrag auf das Monatsende datiert – aber was hätte es mir schon gebracht, die Frist voll auszuschöpfen? So habe ich die Trennung immerhin ein wenig zu meiner eigenen Sache gemacht.



Die Kollegen schauen mich immer noch an, als würden sie meine "Nacktheit" zum ersten Mal bemerken. Aber habe ich denn etwas anderes erwartet? Wahrscheinlich empfinden sie mich wirklich als nackt, und daran kann man sich bei uns nun einmal nicht gewöhnen. Würde bei den Buschmännern ein Stammesmitglied im Anzug auf die Jagd gehen, wäre das schließlich ebenso wenig "salonfähig".

Da ich meine Situation selbst kaum ändern kann, wäre es wohl das Beste, sich offensiv dazu zu bekennen – mitten durch den Raum zu gehen, direkt durch die Bahn des größten Lichteinfalls, den all die ergonomischen Beleuchtungsanlagen erzeugen, ohne sich um die Blicke der anderen zu kümmern. Das Ungewöhnliche könnte zum Attribut eines Helden werden, wenn ich den Makel wie eine Auszeichnung trüge.

Aber ich schaffe das einfach nicht. Lieber nehme ich Umwege in Kauf und drücke mich möglichst eng an Wänden, Mauern und Ecken vorbei, wo meine Blöße nicht gleich auffällt. Schließlich empfinde ich diese ja auch selbst wie eine Wunde. Es ist eben gerade ihr wesentliches Kennzeichen, dass ich mich mir selbst wie anderen schutzlos ausgeliefert fühle.

Wer einen Makel in eine Auszeichnung umdeuten möchte, braucht doch eine gewisse Lust an der Provokation, die er dadurch für andere darstellt. Wenn man die Makelhaftigkeit des Makels dagegen selbst als Ausdruck der eigenen Persönlichkeit erlebt, kann eine solche Umdeutung nie und nimmer gelingen. Stattdessen werden die anderen so eher noch in ihrer ablehnenden Haltung bestärkt, was dann wiederum entsprechend auf einen selbst zurückwirkt – ein Teufelskreis.

Montag, 3. Juli, abends

Mein erster Tag als Arbeitsloser. Eigentlich müsste ich morgen zum Job Center gehen, aber ich warte damit lieber, bis es mal wieder einen Regentag gibt. Natürlich ist das im Prinzip unsinnig, denn das Licht im Innern der Räume wird dann wohl eher noch greller sein als jetzt. Trotzdem fühle ich mich irgendwie sicherer, wenn es draußen dunkel ist – und das ist bei einem solchen Behördenengang schließlich auch nicht ganz unwichtig.

Mittlerweile habe ich mir auch ein paar Notizen gemacht. Mir ist aufgefallen, dass ich gerade über die Nacht, in der alles angefangen hat, so gut wie nichts mehr weiß. Oder vielmehr, dass mir selbst alles wie ein Traum vorkommt. Die Details – auf die doch alles ankommt, wenn ich mir klar werden möchte über das, was mit mir geschehen ist – sind wie weggeblasen.

Die Straßen, das Mädchen, der Fluss – alles sieht aus wie ein Bild von Kubin, und ich selbst bewege mich darin wie ein Fremder, den die undurchsichtige Logik eines Traumes da hineingeworfen hat. Ich werde wohl ein paar "Ortstermine" ansetzen müssen, um bei meinen Rekonstruktionen Fortschritte zu erzielen.

Erinnerungsarbeit



Samstag, 8. Juli

Wenn man die Schleusen des Gedächtnisses erst einmal öffnet, ist es, als würde man regelrecht überflutet von den eigenen Erinnerungen. Erst sickern sie ganz langsam in das Bewusstsein ein, aber dann schwillt ihr Strom auf einmal so machtvoll an, dass man ihrer kaum noch Herr wird. Also sollte ich nun endlich versuchen, sie zu formen, um nicht in ihnen zu ertrinken.

Wenn die Erinnerungen aber noch unerträglicher werden, sobald sie Gestalt angenommen haben? Geht es dem Gekenterten etwa besser, wenn er das, was er für Schiffe am Horizont gehalten hat, als Wellentürme erkennt? Und lässt sich ein seiner Struktur nach immaterieller Stoff überhaupt formen?

Immerhin bin ich die Woche über nicht untätig gewesen. Mittwoch und Freitag habe ich recherchiert. Ich bin noch mal die

Wege abgegangen, die ich damals eingeschlagen haben muss, und ich habe die Zeit gemessen, die man für die gesamte Wegstrecke benötigt. Offenbar ist alles viel schneller gegangen, als es mir in der Erinnerung vorkommt. Aber das war – angesichts der Bedeutung, die die Ereignisse für mich hatten – auch kaum anders zu erwarten.

Das Wochenende will ich für weitere Notizen nutzen. Am Montag könnte dann meine erste Arbeitswoche als "Gedächtnisrestaurator" beginnen.

Komisch, dass ich das Gefühl von Wochenende habe, obwohl ich doch nun gar keine Arbeitswoche mehr habe ...

Den Weg zum Job Center habe ich nun auch endlich hinter mir. Am Donnerstagnachmittag – als es zum ersten Mal seit Wochen wieder richtig geschüttet und sogar gewittert hat – bin ich buchstäblich ins kalte Wasser gesprungen und habe mich arbeitslos gemeldet.

Mir scheint, meine Strategie ist einigermaßen aufgegangen. Die Blitze, der Donner, der starke Regen – das sind einfach so vielfältige Reize, dass man nicht jeder ungewöhnlichen optischen Erscheinung Beachtung schenkt. Die übliche Unsicherheit im Verhalten mir gegenüber, gut, die hat es natürlich gegeben, aber einen Eklat konnte ich doch vermeiden.

Ich schweife ab ... Ob ich mich wohl irgendwann dazu überwinden kann, den Dschungel der Vergangenheit nicht nur anzuschauen, sondern wirklich in ihn vorzudringen?

Geschichte eines Schattenverlusts/1



Montag, 10. Juli

Anstatt mir Notizen zu machen, habe ich das Wochenende mit lauter Nichtigkeiten verbracht. Dinge von A nach B geräumt, Staub gewischt, den ich zuvor gar nicht wahrgenommen hatte, alte Zeitungen sortiert ...

Ich fliehe vor mir selbst. Ich habe Angst, denselben Ekel vor mir zu empfinden, der auch alle anderen aus meiner Nähe vertreibt. Es ist die Angst vor dem Schuss, den man auf eine elastische Wand abgibt, von wo er zurückprallt auf einen selbst, mitten ins Herz.

Aber ich habe keine Wahl mehr. Ich bin allein mit mir und muss mich vor mir selbst in Acht nehmen. Entweder löse ich den Schuss ganz bewusst aus, oder er löst sich ohne mein Zutun in mir und zerstört mich von innen heraus.

Also fange ich an.

1. Der Betriebsausflug

Alles begann in der Nacht vom 18. auf den 19. November vergangenen Jahres. Ein Betriebsausflug hatte uns in das benachbarte Hadderstetten geführt, wo wir – wie bei solchen Anlässen üblich – am Abend in einer Gaststätte einkehrten, um den Tag in feuchtfrohlicher Stimmung zu beschließen. Wir hatten hierfür das *Lamm* ausgewählt, weil ein Kollege mit einem Bruder des Wirts verwandt war und wir so erwarten durften, mit einer gewissen Zuvorkommenheit bedient zu werden.

Tatsächlich verlief der Abend dann auch zu unser aller Zufriedenheit. Strahlte der gewölbeartige Raum an sich schon eine gemütliche Atmosphäre aus, so waren unsere Tische auch noch so positioniert, dass wir ihn von unserer Ecke aus gut überschauen konnten, ohne uns dabei ins Abseits gedrängt zu fühlen.

Auch das Essen war hervorragend, ganz zu schweigen von dem sorgsam zusammengestellten Weinangebot. Wir durften die Weine sogar erst probieren, ehe wir uns für eine bestimmte Sorte entschieden.

Objektiv betrachtet, hatte der Abend nichts Außergewöhnliches an sich. Der übliche Abschluss eines Betriebsausflugs eben, mit der etwas gezwungenen Fröhlichkeit am Anfang, die sich dann mit einer gewissen Zwangsläufigkeit auf immer anzüglichere Witze und immer grellerem Gelächter zubewegt. Dennoch wird mir der Abend in besonderer Erinnerung bleiben. Schließlich waren das die letzten Stunden, die ich noch wie früher verbringen konnte, als Teil des Ganzen, ein Element unter vielen anderen in einer großen Menge.

Ich will nicht behaupten, dass ich mich damals besonders wohl gefühlt hätte in meiner Haut, aber auch diese Empfindung habe

ich wohl mit den meisten anderen geteilt. Im Grunde sind einem diejenigen, mit denen man bei solchen Anlässen feiert, ja völlig fremd. Trotzdem bemühen sich alle, der betrieblichen Zwangsgemeinschaft bei dieser Gelegenheit einen Anschein von Freiwilligkeit zu geben. Natürlich ist die Harmonie nur eine vordergründige, das Ganze ist nichts weiter als ein Ritual – aber es dient eben doch der Sicherung des Betriebsfriedens und erleichtert so die alltäglichen Arbeitsprozesse ungemein.

Hinzu kommt, dass ich an jenem Abend endlich mit Lina – die damals noch relativ neu in unserer Firma war – näher ins Gespräch gekommen war. Sie arbeitete zu dem Zeitpunkt schon seit einigen Wochen in meinem Team mit, doch war es mir bis dahin nie gelungen, im Umgang mit ihr über die üblichen Freundlichkeitsfloskeln und Mittagspausenwitzchen hinauszukommen. Der von Kerzen und indirekter Beleuchtung nur schwach erhellte Raum begünstigte nun aber eine gewisse Vertraulichkeit untereinander.

Gleich bei ihrem Eintritt in den Betrieb hatte ich mich zu Lina hingezogen gefühlt. Natürlich hat dabei auch ihr Aussehen eine Rolle gespielt – ihr seidiges schwarzes Haar und ihre zarten, verletzlich wirkenden Gesichtszüge. Für mich jedoch beruhte ihre Anziehungskraft in erster Linie auf ihrer offenen, anderen zugewandten Art, die sowohl Lebenslust als auch eine gewisse geistige Neugier ausstrahlte.

Unsere Unterhaltung beim Betriebsausflug bestärkte mich noch in diesem Eindruck. Was mir besonders gefiel, waren die Leichtigkeit, mit der man mit Lina von einem Thema zum anderen überwechseln konnte, und die Unbefangenheit, mit der sie sich noch den entlegensten Fragen näherte. Bei alledem hatten wir viel zu lachen. Immer mehr trat das Geschehen um uns her in den

Hintergrund. Durch eine unsichtbare Wand von den anderen getrennt, versanken wir in unserer eigenen Welt.

Im Rückblick scheint es mir fast, als hätte das Gespräch mit Lina die folgenden Ereignisse zumindest mit beeinflusst. Aber wahrscheinlich hat doch das eine mit dem anderen nichts zu tun, und es ist purer Zufall, dass ich mich später in das Hafenviertel verirrt habe.

Ich weiß auch nicht, woher dieses Bedürfnis kommt, hinter allem besondere Ursachen und Beweggründe zu vermuten. Leichter zu ertragen ist mein Schicksal dadurch ja auch nicht.



Geschichte eines Schattenverlusts/2



Dienstag, 11. Juli

Ein seltsames Gefühl, sich selbst zum Helden der eigenen Geschichte zu machen ... Ich spüre, wie ich mir selber fremd werde dadurch. Aber vielleicht ist das ja gerade der Trick bei der Sache: Wer das eigene Leben aus der Distanz betrachtet, nimmt auf einmal Dinge wahr, die ihm vorher, eingesponnen in sein eigenes Ich, gar nicht aufgefallen waren.

Das Ganze wäre wahrscheinlich anders, wenn ich die Geschichte mündlich erzählen würde. Dann könnte ich vor so mancher Wendung, die für mich wenig schmeichelhaft ist, eher ausweichen. Beim Schreiben aber funktioniert die Schranke der inneren Zensur nicht so gut. Da bin ich selbst mein einziges Gegenüber, niemand baut mir eine Brücke zu unverbindlichen Allgemeinplätzen, hinter deren Fassade sich Unannehmlichkeiten aller Art so trefflich verbergen lassen.

Also zurück zu dem Betriebsausflug ...

2. Novembernebel

Am Ende des Abends verspürte ich nicht die geringste Lust, zusammen mit den Kollegen nach Lumenberg zurückzufahren. Ich wusste, dass von Hadderstetten noch spätabends Züge nach Lumenberg fahren. Deshalb beschloss ich, auf die lärmende Heimreise in dem engen Bus zu verzichten und noch einen kleinen Spaziergang durch den Ort zu machen. Der Bahnhof lag auf der anderen Seite der Stadt, jenseits des Parks, so dass ich zwangsläufig noch ein paar Schritte gehen musste, um dorthin zu gelangen.

Natürlich war mein Verhalten durchaus ungewöhnlich. Den Kollegen gegenüber begründete ich es mit einem Freund, dem ich versprochen hätte, noch bei ihm vorbeizuschauen. Angesichts des leichten bis mittelschweren Alkoholisierungsgrades der Gesellschaft kam glücklicherweise niemand auf die Idee, diese zu der späten Stunde durchaus ungewöhnliche Erklärung anzuzweifeln.

Bei der Abfahrt des Busses erhaschte ich noch einen kurzen Blick von Lina, die vielleicht als Einzige spürte, warum ich nicht in den Bus einsteigen wollte. Dann machte ich mich auf den Weg zum Bahnhof.

Ich hatte tatsächlich vor, nur noch ein wenig die frische Nachtluft zu genießen. Trotz der späten Stunde wollte ich quer durch den dunklen Park gehen und dann direkt nach Hause fahren. Der Zug musste meiner Erinnerung nach so gegen 12 fahren. Andernfalls hätte ich von Hadderstetten aus auch problemlos ein Taxi nehmen können.

Für eine Novembernacht war die Luft ausgesprochen mild. Nach den stickigen Stunden in der Gaststätte war es mir doppelt angenehm, sie in vollen Zügen einzuatmen.

Ich ging, wie ich glaubte, geradewegs auf den Park zu, den ich am Ende der an dem Lokal vorbeiführenden Allee vermutete. Zwar zog sich der Weg länger hin, als ich angenommen hatte, doch machte ich mir darüber anfangs keinerlei Gedanken. Schließlich kannte ich mich in Hadderstetten bei Weitem nicht so gut aus wie in Lumenberg. Und konnte es nicht sein, dass mir die Allee bei Nacht – ohne den regen Straßenverkehr und das bunte Treiben vor den Geschäften – einfach länger vorkam als am Tag?

Erst als ich das Ende der Allee erreichte, fiel mir auf, dass ich in die verkehrte Richtung gelaufen war. Statt am Park fand ich mich an einer Durchgangsstraße wieder, hinter der die Allee in das enge Gassengewirr des Hafenviertels mündete.

Ich hätte nun wohl umkehren oder einen der wenigen Passanten nach dem Weg zum Bahnhof fragen müssen. Warum ich weder das eine noch das andere getan habe, weiß ich selbst nicht. Vielleicht hielt mich einfach eine Art Trotz davon ab, mir den doch recht ungemütlichen Fehler einzugestehen.

Immerhin war der Weg zum Bahnhof nun etwa doppelt so lang wie von der Gaststätte aus. Also würde ich den Zug wohl verpassen und ein Taxi nehmen müssen. Das konnte ich mir dann aber genauso gut im Hafenviertel suchen.

So durchquerte ich die Unterführung, die Allee und Hafenviertel miteinander verbindet, und steuerte auf der anderen Seite einfach wahllos auf die erstbeste Gasse zu. Im Unterschied zu der Allee kam mir die Luft hier, in der Nähe des Flusses, feucht und schwer vor. Schon nach wenigen Metern umfing mich dichter

Nebel, der im Lichtkegel der Straßenlampen als schwereloser Strom durch die Nacht floss.

Ohne zu wissen, wo ich mich befand, ging ich einfach weiter geradeaus. Irgendwann würde ich sicher auf einen größeren Platz stoßen, wo ich mir ein Taxi anhalten könnte – dachte ich. Tatsächlich muss ich mich aber ziemlich bald in dem Wegelabyrinth verlaufen haben. Immer schneller drehte sich der Reigen der Gassen um mich, immer enger umschloss mich die Nebelwand, und immer weniger Passanten kamen mir entgegen.

Diese Umstände können vielleicht auch die verhängnisvolle Entscheidung erklären, die ich kurz darauf getroffen habe. Heute verstehe ich selbst nicht mehr, warum ich an der nächsten Kreuzung, von der drei Gassen abgingen, nicht die mittlere und größte gewählt habe. Schließlich hätte man von ihr am ehesten annehmen können, dass sie aus dem Labyrinth herausführt. Leider bin ich aber in die Gasse zu meiner Linken eingebogen, aus der ein rötlicher Schein drang.



Geschichte eines Schattenverlusts/3



Dienstag/Mittwoch, 11./12. Juli

Das finstere Bergdorf

Mitternacht ... Das Gefühl, als würde das Leben in sich selbst zurückfließen. Niemand hat mehr einen Schatten, alles kehrt heim unter die weichen Flügel der Nacht.

Natürlich hängen diese Empfindungen auch mit meiner derzeitigen Situation zusammen. Für einen Schattenlosen ist die Nacht wie eine Tarnkappe, unter der er sein wahres Wesen verbergen kann. Andererseits hat die Nacht mir schon immer ein Gefühl der Geborgenheit vermittelt, ein Gefühl von innerer Ruhe und Zu-sich-selbst-Kommen.

Eine einzige Ausnahme fällt mir ein. Das war in einem abgelegenen Bergdorf, als ich spätabends von einer Gaststätte in mein Hotel zurückgehen wollte. Ich wusste zwar, dass es in dem Dorf keine Straßenlaternen gab. Mit einer derart undurchdringlichen Finsternis hatte ich jedoch nicht gerechnet. Es war, als wäre Gott

auf einmal seiner Schöpfung überdrüssig geworden und hätte einen Mantel darüber gebreitet, um sie nicht mehr sehen zu müssen.

Da es in dem Dorf nur eine einzige Straße gab, war der Weg zum Hotel nicht zu verfehlen. Dennoch fühlte ich mich wie ein Astronaut, der frei im Weltraum schwebt und nicht mehr weiß, wie er zu seinem Raumschiff zurückfinden soll. Selten habe ich eine solche Erleichterung empfunden wie in dem Augenblick, als die Lichter der Herberge vor mir auftauchten.

Warum ich mich daran wohl gerade jetzt erinnere? Wahrscheinlich, weil ich – so seltsam das auch klingt – bei meinem nächtlichen Herumirren im Hafenviertel von Hadderstetten etwas Ähnliches empfunden habe, als ich mich dem Rotlichtviertel näherte.

3. Im Labyrinth des Rotlichtviertels

Das Rotlichtviertel als Zufluchtsort für einen verirrtten Wanderer? Heute kommt mir das selbst ganz lächerlich vor. Und dennoch: Wenn ich mich genau an jenen Augenblick zu erinnern versuche, als ich mich der rötlich schimmernden Gasse näherte, steigt immer nur das Gefühl einer behütenden Wärme in mir auf.

Für die leicht bekleideten Damen, die vor den Hauseingängen herumstanden, war ich einer von denen, die sie für ein paar Minuten von dem feucht-kühlen Nebel befreien konnten. Entsprechend aufdringlich bemühten sie sich um mich.

Spätestens da hätte ich wohl meinen Irrtum erkennen und umkehren müssen. Stattdessen habe ich aber einfach meinen Schritt beschleunigt, sobald mich eine der Damen von der Seite ansprach. So geriet ich rasch immer tiefer in die Gasse hinein, bis es

schließlich gleichgültig war, ob ich weiter geradeaus ging oder umkehrte.

Die Stimmen, die an mich herandrangen, vermischten sich in meinem Kopf allmählich zu einem Chor, der demselben eintönigen, schrillen Rhythmus zu folgen schien wie die zuckenden Leuchttafeln, die mich von jedem zweiten Haus aus anbleckten: "Na Süßer wie wär's denn SUPER LIVE SHOW nanu so allein Süßer HIER GEHT'S ZUR SACHE hast du Lust Süßer komm doch mit STRIPTEASE so allein zu zweit ist's wärmer VIDEOKABINEN Süßer hast du LUST LUST LUST LUST LUST LUST ..."

Plötzlich hatte ich das Gefühl, als würde mich von schräg vorne jemand mit den Augen fixieren. Unwillkürlich verlangsamte ich meinen Schritt, bis ich vor einem windschiefen Holzhaus anlangte. Davor stand ein Mädchen, das seinen Blick in der Tat fest auf mich gerichtet hatte.

Ich weiß nicht, wie oft ich schon versucht habe, mich an ihr Gesicht zu erinnern. Es gelingt mir einfach nicht, das Ungefähre ihrer Erscheinung genauer zu fassen.

Das liegt natürlich zum Teil auch daran, dass sich das Haus in einem toten Winkel zwischen zwei Straßenlampen befand und das Gesicht nur von dem rötlichen Zucken einer schräg gegenüber angebrachten Leuchttafel beschienen wurde. Vor allem aber sehe ich in der Erinnerung immer nur die Augen des Mädchens vor mir – diese teichgrünen Augen, die mich sogleich auf unwiderstehliche Weise in ihren Bann zogen und es mir unmöglich machten, auf etwas anderes zu achten.

"Gehen wir nach oben?" fragte sie mich, als wäre ich ein langjähriger Freund, den sie schon erwartet hatte.

Ich nickte, wie betäubt von ihrer Erscheinung. Erst als ich, ihr folgend, die Schwelle des Hauseingangs überschritten hatte und wir in den dunklen Flur dahinter eingetreten waren, begann ich meine Umgebung wieder bewusster wahrzunehmen.



Geschichte eines Schattenverlusts/4



Mittwoch, 12. Juli

Das Mädchen mit den grünen Augen ... Es gelingt mir einfach nicht, ihr Gesicht vor meinem inneren Auge erscheinen zu lassen. Sobald ich versuche, es mir vorzustellen, weiten ihre Augen sich zu einem grünen See, der mich in die Tiefe zieht. Weich umfassen mich seine Wellen, es ist durchaus kein unangenehmes Versinken, aber es beraubt mich doch jeder Möglichkeit, einen klaren Gedanken zu fassen.

Habe ich mir die Begegnung am Ende nur eingebildet? Aber warum kann ich mich dann an jedes Detail unseres Zusammenseins – außer an ihr Gesicht – so genau erinnern? Ist es denkbar, dass

ein Traum einen so nachdrücklichen Eindruck hinterlässt, dass man meint, er wäre Wirklichkeit gewesen?

Ihre Abendwindstimme, ihr Kirschblütenduft, der dunkelflüsternde Hausflur: All das ist noch so präsent in mir, als wäre es gestern gewesen.

4. Das Mädchen mit den grünen Augen

Ich weiß noch, wie mir ein Schauer über den Rücken lief, als uns im Innern des Hauses ein feuchter, etwas modrig wirkender Geruch umfing. Schweigend folgte ich den schlanken Konturen des Mädchens, die vor mir das Halbdunkel durchschnitten. Ich war mir ganz sicher, ihr nie zuvor begegnet zu sein. Und doch war sie mir vom ersten Augenblick an so vertraut wie eine Freundin aus Kindertagen.

Am Ende des Flurs gelangten wir an eine altersschwache Treppe. Während wir über die ächzenden Stufen nach oben stiegen, musste ich feststellen, dass in dem Haus offenbar noch mehr Damen ihrer Tätigkeit nachgingen. So klein das Haus von außen zu sein schien, so geräumig wirkte es im Innern. Entsprechend lang waren die Flure, die im Erdgeschoss und auf den beiden Etagen darüber von der Treppe abgingen. Die Liebesklagen hallten einem daraus entgegen wie aus einem tiefen Brunnen.

Das Mädchen führte mich in die oberste Etage. Dort angekommen, begaben wir zu einem ganz am Ende des Gangs gelegenen Zimmer. Mit einem unwilligen Quietschen tat die Tür sich vor uns auf.

"Möchtest du einen Schluck Wein?" fragte das Mädchen, nachdem wir eingetreten waren.

Ich nickte: "Warum nicht?"

Es dauerte eine Weile, bis sich die Augen an die Dunkelheit in dem Zimmer gewöhnt hatten. Schemenhaft konnte ich ein in der Ecke stehendes Bett, ein Wandregal und einen Tisch erkennen. Auf halbem Weg zwischen Tisch und Bett stand ein alter Schemel herum.

Die Leuchtreklame von der gegenüberliegenden Straßenseite war hier oben zu meiner Überraschung nicht zu bemerken. Nur ein fahler Lichtstreifen zog sich quer durch das Zimmer, der eher vom Mondschein als von einer Straßenlaterne herzurühren schien. Aber wie konnte das Mondlicht auf einmal durch den dichten Nebel dringen?

Belustigt sah mich das Mädchen an: "Brauchst du Licht?"

Ich verneinte und wollte ans Fenster treten, um mir einen Überblick über den von hier aus einzusehenden Teil der Straße zu verschaffen. Da das Mädchen aber im selben Augenblick einen Tonbecher vor mich auf den Tisch stellte und den Schemel an diesen heranzog, setzte ich mich hin und kostete von dem Wein.

Zu meiner Enttäuschung musste ich feststellen, dass er leicht säuerlich schmeckte, als wäre er mit Apfelessig vermischt worden. Unwillkürlich schüttelte ich mich, als ich den Becher wieder absetzte.

"Ist dir kalt?" säuselte es ganz in meiner Nähe.

Ich blickte auf: Das Mädchen lehnte direkt neben mir an der Tischkante. Da in ihrer Stimme ein Lächeln mitschwang, nahm ich an, sie habe sich mit dem Wein einen Scherz mit mir erlaubt. Unschlüssig, was ich davon halten sollte, versuchte ich, in ihren Augen zu lesen. Aber in der Dunkelheit war ihr Gesicht nur undeutlich zu erkennen.

"Er redet ja gar nichts ..." Sie neigte sich dicht an mein Ohr: "Uns wird doch nicht bange sein?"

Als Nächstes ließ sie sich auf meinen Schoß sinken und fing an, mein Gesicht mit Küssen zu bedecken. Ihr Mund bewegte sich langsam an meiner Wange nach oben, berührte meine Augen und glitt dann herab zu meinem Mund, den sie mit gekonnten Lippenbewegungen öffnete.

Behutsam tastete sie nach meiner rechten Hand und führte sie an ihren Busen, wie eine Mutter, die ihrem Kind zur Beruhigung die Brust reicht. Ihre Handgriffe waren routiniert, wirkten dabei aber nicht im Geringsten ordinär oder gar geschäftsmäßig. Eher hatte ich den Eindruck, als vollführte sie ein uraltes Ritual.

Wie in Trance fing ich an, sie zu streicheln und an dem Mieder herumzunesteln, das sie über der Brust trug. Auch sie führte ihre Hände nun zu meinem Hemd und begann mich auszuziehen, während sie gleichzeitig fortfuhr, ihre Lippen über mein Gesicht kreisen zu lassen.

Schließlich lagen wir beide nackt auf ihrem Bett, die Gesichter einander zugewandt, so dass ich ihr direkt in die Augen sehen konnte. Und solange wir uns in dem harmonischen, gleichmäßigen Takt der Liebe bewegten, blickte ich immerfort in diese Augen, die nicht aufhörten, mich zu fixieren, mich zu sich hinzuziehen, bis ich schließlich in eine Art Dämmerzustand geriet, von dem ich nicht mehr weiß, wie lange er angedauert hat.



Geschichte eines Schattenverlusts/5

Donnerstag, 13. Juli



Die Nacht mit dem Mädchen, dessen Gesicht vor meinen Augen verschwimmt wie ein Spiegelbild im Wasser, in das der Wind unverständliche Muster zeichnet ...

Meine Gedanken sind noch immer ganz gefangen davon. Kein Wunder: Dies ist ja auch die Nacht, in der mein Lebensfaden in zwei Teile zerschnitten worden ist. Es gibt ein Davor und ein Danach, beides steht unbunden nebeneinander.

Ob der abrupte Wandel wohl unmittelbar mit meiner Nacht bei dem Mädchen zusammenhängt? Täuscht mich meine Erinnerung, wie ich mich womöglich schon damals in dem Mädchen getäuscht habe? War sie in Wirklichkeit eine dieser Hexen, von denen die Märchen erzählen? Ein böswilliges Zauberwesen, das sich nur die Gestalt einer schönen jungen Frau übergeworfen hat, um mich in seinen Bann zu ziehen und so ins Verderben zu stoßen? Ist sie es am Ende, die mich meines Schattens beraubt hat?

Aber nein: Das passt einfach nicht zu meinen Gefühlen! Wer hier spricht, ist mein Verstand, dieser oberlehrerhafte Zensor, der

meint, alles deuten und erklären zu können. Wenn ich nur daran denke, wie ich mich im Innersten zerrissen gefühlt habe, als ich das Mädchen wieder verlassen musste ... Nein, da war keinerlei Böswilligkeit in ihr. Eher war sie eine dieser guten Feen, die einen bei der Hand nehmen und nach Hause führen, wenn man sich im nächtlichen Moor verirrt hat.

5. Sturz in die Nacht

Aus den Umarmungen des Mädchens war ich in ein weiches Dunkel gesunken, in dem ich für ein paar ewige Augenblicke verharrte. Als ich wieder zu mir kam, saß das Mädchen neben mir, noch immer nackt, und blickte mir ins Gesicht. "Du musst jetzt gehen", sagte sie leise, aber bestimmt.

"Warum – was ist los?" fragte ich, wie einer, den man mitten in der Nacht aufweckt, um ihn aus seinem eigenen Haus zu vertreiben.

"Es wird bald hell werden", flüsterte sie.

Ich sah sie verständnislos an. "Na und?"

Statt einer Antwort beugte sie sich zu mir herunter und berührte meinen Mund kaum merklich mit ihren Lippen. Dann stand sie auf und begab sich zu einer Kleidertruhe, die in einer Ecke des Zimmers stand. Diese öffnete sie und zog eine Art Hausmantel daraus hervor, den sie sich rasch überwarf und vorne zusammenband.

In dem spärlichen Licht, das von draußen hereindrang, wirkte das Hauskleid etwas altmodisch. Es legte sich jedoch wie eine zweite Haut um ihre Taille und hatte einen verführerischen Ausschnitt. Weniger denn je wollte ich sie jetzt verlassen.

Unbeirrt begab das Mädchen sich zu dem Tisch, an dem vor – wie mir schien – unendlich langer Zeit alles begonnen hatte. Routiniert machte sie sich daran, meine auf dem Boden liegenden Kleidungsstücke aufzusammeln. In aller Ruhe häufte sie sie auf den Schemel und stellte diesen neben mein Bett. Dann griff sie nach meinem Hemd, offenbar in der Absicht, es mir überzustreifen.

"Ich heirate dich!" rief ich da, wie ein Ertrinkender, dem man das rettende Holzstück wegzieht. "Du musst nie mehr diesem Gewerbe nachgehen."

"Du wirst nie heiraten", entgegnete sie sanft, aber doch so nachdrücklich, dass ich meine Gegenwehr aufgab und mich von ihr ankleiden ließ. Dabei ging sie ebenso zärtlich vor wie vorhin, als sie mich ausgezogen hatte.

"Wie viel bin ich dir schuldig?" fragte ich, als ich schon in der Tür stand.

Sie murmelte irgendetwas, das ich nicht verstand, weil ich mich schon wieder ganz in ihren grünen Augen verloren hatte. Belustigung las ich darin, aber auch eine Art von nachsichtiger Verwunderung, wie man sie Fremden gegenüber an den Tag legt, die mit den Sitten ihres Gastlandes nicht vertraut sind.

Das Mädchen küsste mich flüchtig zum Abschied, dann fand ich mich plötzlich in dem langen Flur wieder. Benommen tastete ich mich in der Dunkelheit bis zur Treppe vor. Im Haus war es jetzt ganz still – offenbar hatten die anderen Damen ihre Freier schon viel früher nach Hause geschickt.

Als ich auf der Straße stand, drehte ich mich noch einmal um und blickte nach oben, in der Hoffnung, das Mädchen würde vielleicht am Fenster stehen und mir zuwinken. Aber das Haus lag ganz dunkel da, und hinter den Fenstern war keine Regung zu erkennen. Wahrscheinlich hatte sie sich gleich wieder schlafen gelegt.

Mir kam der Gedanke, dass sie vor mir vielleicht noch andere Freier empfangen haben könnte. Aus irgendeinem Grund erschien mir das jedoch ganz unvorstellbar. Vielleicht wollte ich es auch nur nicht wahrhaben.

Da alles still blieb, setzte ich mich schließlich in Bewegung. Ich beschloss, in Richtung des Flusses weiterzugehen und dort in den Morgen hineinzuspazieren.



Geschichte eines Schattenverlusts/6



Freitag, 14. Juli

Brennender Sand

Der Manager in der großen Lagerhalle der Erinnerungen muss ein überzeugter Anhänger der chaotischen Lagerung sein. Kürzlich Erlebtes ist neben lange zurückliegenden Dingen abgelegt, Träume finden sich neben wirklichen Erlebnissen wieder, traurige und freudige Geschehnisse sind ungeordnet übereinandergestapelt.

Nur so ist es zu erklären, dass ich mich auf einmal wieder an ein Ereignis aus meiner frühen Kindheit erinnert habe. Damals war ich mitten im Hochsommer an einem Strand eingeschlafen. Als ich erwachte, brannte meine Haut wie Feuer. Ich richtete mich blitzartig auf, um dem Feuer zu entkommen, aber das Feuer klebte an meiner Haut, es gab kein Entkommen.

Da wurde mir schwarz vor Augen. Ich war ganz allein mit dem weiten, brennenden Strand. Niemand war da, um mich der glühenden Erde zu entreißen. Niemand kam, um mich gegen den Sonnenpriester zu verteidigen, der mich mit ritueller Grausamkeit seiner Gottheit opferte.

Das traumatische Erlebnis hatte ich bislang recht erfolgreich verdrängt. Aber so ist das eben, wenn man die Erinnerung von der Leine lässt. Dann geht ein realer Spaziergang unversehens in einen zweiten, imaginären Spaziergang an den launischen Gestalten des Gedächtnisses über.

6. Der Sonnenstich

Im Nachhinein muss ich mir wohl eingestehen, dass es keine gute Idee war, zum Fluss hinunterzugehen. Ich war zwar darauf eingestellt gewesen, länger unterwegs zu sein, als wenn ich einfach auf demselben Weg zurückgegangen wäre. In dem dichten Nebel hatte ich jedoch fast das Gefühl, auf der Stelle zu treten.

Meine Schritte klangen wie die eines Fremden, und auch mein Atem, den ich stoßweise vorbrachte, schien nicht zu mir zu gehören. Ein paar Mal meinte ich irgendwo in der Ferne eine Kirchturmuhren schlagen zu hören, aber ich begann jedes Mal zu spät mit dem Zählen der Schläge. Jetzt rächte es sich, dass ich meine Armbanduhr noch immer nicht vom Uhrmacher abgeholt hatte.

Nach einiger Zeit – es ist eine dieser Zeitspannen, die ich im Rückblick nicht mehr genau bestimmen kann – wurde es tatsächlich heller. Allerdings sickerte das Sonnenlicht so langsam durch den Nebel, dass ich mir anfangs nicht sicher war, ob ich mir die Dämmerung womöglich nur einbildete.

Noch bevor der Nebel sich vollständig lichtete, stieß ich auf eine breite Treppenfront, die – wie ich von früheren Spaziergängen in Hadderstetten wusste – in die Innenstadt hinaufführte. Offenbar hatte ich also die Stadt am Fluss halb umrundet.

Am oberen Ende der Treppe angelangt, bog ich in eine Seitenstraße ein, die an ihrem Ende in die Fußgängerzone überging. Dort konnte ich zum ersten Mal den kleinen Sonnenball hinter den Nebelschwaden erkennen.

Ich erinnere mich noch genau an die Unruhe, die mich bei diesem Anblick ergriff. Anfangs schob ich sie auf die Erschöpfung nach dem wenigen Schlaf und der ungemütlichen Nachtwanderung, obwohl ich insgeheim spürte, dass sie dafür zu heftig war. Vielleicht, so dachte ich, hatte ich einfach Hunger. Ich beschloss daher, im nächsten Café einzukehren und zunächst einmal ordentlich zu frühstücken.

Als mich aber kurz darauf der erste Sonnenstrahl traf, empfand ich eine so starke Atemnot, dass ich mich an dem nächsten Baum festhalten musste, um nicht umzufallen. Das Licht tat mir nicht nur – was ja nach der Wanderung durch die Nacht normal gewesen wäre – in den Augen weh. Nein, ich hatte das Gefühl, als würde es wie durch ein Brennglas auf mich einschießen und gerade durch mich hindurchstoßen.

Reflexartig kniff ich die Augen zusammen. Dann tastete ich mich, den Rücken gegen den Baum gepresst, zur anderen Seite des Stammes hin, wo das Licht mich nicht mehr frontal treffen konnte. Auch dort dauerte es jedoch noch eine Weile, bis ich wieder etwas freier atmen konnte. Unschlüssig zwinkerte ich mit den Augen. Eine unbestimmte Furcht hielt mich davon ab, sie vollständig zu öffnen.

Geschichte eines Schattenverlusts/7

Samstag, 15. Juli

Schattenspiele

Es gibt Tage, da sitze ich stundenlang am Fenster und versenke mich ganz in das hin und her wogende Meer der Passanten. Es tut mir gut, mich als einer von ihnen zu fühlen, als Teil einer amorphen Masse, die treibend getrieben wird, immer in Bewegung und doch im Stillstand der immer gleichen Bewegungsmuster geborgen.

Wenn ich aus diesen Tagträumen erwache, fühle ich mich wie Strandgut, das vom Meer ausgespuckt worden ist. Neidvoll blicke ich dann auf all die anderen, die noch fest in ihren Schatten verwurzelt sind. Auf all die in sich selbst ruhenden Menschen, die sich frei bewegen können, weil ihr dunkles Spiegelbild ihnen die Gewissheit gibt, sie selbst zu sein.

Nur ganz selten nehme ich das dunkelflackernde Schattenspiel anders wahr. Vor ein paar Tagen zum Beispiel, an einem Abend, als das schräge Sonnenlicht die Konturen der Schatten besonders deutlich auf den Asphalt gezeichnet hat: Da war es mir plötzlich, als wären die Rollen zwischen den Schattenwerfern und ihren Dienern vertauscht. Da schien es mir, als würden die Diener ihren



Herren nicht folgen, sondern sie unerbittlich verfolgen, als wollten sie jede ihrer Bewegungen kontrollieren.

Aber das war nur ein ganz flüchtiges Gefühl, das ich schon jetzt nicht mehr nachempfinden kann. Erst recht nicht, wenn ich an jenen Morgen zurückdenke, an dem zum ersten Mal die Wunde des Schattenverlusts in mir gebrannt hat.

7. Kreislaufstörungen

Die ersten Sonnenstrahlen, die mich als Schattenlosen getroffen haben ... Ich spüre sie noch immer wie glühende Lanzen auf meiner Haut. Es dauerte einige Zeit, bis ich mich halbwegs von dem Schock erholt hatte.

Als ich die Augen vorsichtig öffnete, bemerkte ich, dass ich mitten auf dem großen Platz stand, in den die Fußgängerzone von Haderstetten mündet. Mein Rücken presste sich gegen die Blutbuche in der Mitte des Platzes, unter deren blätterlosem Gerippe ich ziemlich verloren gewirkt haben muss. Einige Passanten blickten im Vorübergehen neugierig zu mir herüber, andere waren sogar stehen geblieben und sahen mich mit einer Mischung aus Erschrecken und Mitleid an.

Ich spürte, dass ich weitergehen musste, wenn ich peinliche Fragen vermeiden wollte. Dennoch gelang es mir nicht gleich, mich aus meiner Erstarrung zu lösen. Es war, als führten meine Glieder ein von meinem Kopf unabhängiges Eigenleben und hätten beschlossen, mit dem Baumstamm zu verwachsen.

So verharrte ich noch einige endlose Minuten – oder waren es doch nur Sekunden? – in meiner merkwürdigen Haltung. Schließlich kam eine ältere Frau auf mich zu. "Ist Ihnen nicht gut?" fragte sie teilnahmsvoll.

"Doch-doch", stammelte ich. Eine unsinnige Angst, sie könnte mich anfassen, überkam mich. Ich hatte das Gefühl, nur aus einer durchscheinenden Hülle zu bestehen, die bei der kleinsten Berührung zerfallen würde.

Die plötzlich in mir aufsteigende Panik gab mir schließlich die Kraft, mich ruckartig von dem Baum zu lösen und mich von den Umstehenden zu entfernen. Wie Nadelstiche trafen ihre Blicke mich in meinem Rücken. Ihr Kopfschütteln übertrug sich auf mich wie das Schlingern eines Schiffes in stürmischer See. Wahrscheinlich hielten sie mich für betrunken.

Hinter der nächsten Straßenecke fand ich einen Hauseingang, zu dem die Tür nur angelehnt war. Ohne zu überlegen trat ich ein und setzte mich auf die unterste Treppenstufe. Anfangs dachte ich, es seien Handwerker im Haus, bis ich merkte, dass das hämmernde Geräusch von dem Blutandrang in meinem Kopf herührte.

Eine Weile lang habe ich wohl so dagesessen, ganz darauf konzentriert, nicht das Bewusstsein zu verlieren. Als das Hämmern allmählich nachließ und mein Atem wieder etwas ruhiger ging, versuchte ich, mich genau an die Straßenzüge von Hadderstetten zu erinnern, um nicht unnötig Zeit mit der Suche nach einem Café zu verbringen. Kreislaufstörungen, dachte ich, das sind sicher nur Kreislaufstörungen! Ein reichhaltiges Frühstück mit einem kräftigen Kaffee, und schon würde es mir wieder besser gehen.

"Suchen Sie etwas?" Glücklicherweise war ich schon aufgestanden, als die Stimme eines Hausbewohners mich von hinten traf. Ein weiteres ruckartiges Aufstehen, und mir wäre wohl endgültig schwarz vor Augen geworden.

"Nein-nein, nur die falsche Hausnummer", murmelte ich und trat wieder auf die Straße. Mir war eingefallen, dass es auch in der

Seitenstraße, in der sich der Hauseingang befand, ein kleines Café gab. So würde ich nicht noch einmal über den sonnenbeschienenen Platz gehen müssen.

Mit dem Café hatte ich Glück. Nicht nur, dass ich es ohne größere Probleme fand – es war auch zu dieser frühen Stunde schon geöffnet. Ich ließ mich in der hintersten Ecke auf einen der plüschbezogenen Stühle fallen und bestellte ein "Frühstück spezial".

Wahrscheinlich habe ich kaum wahrgenommen, wie mir das Frühstück serviert worden ist. Jedenfalls setzt meine Erinnerung erst wieder mit dem neugierig-besorgten Blick der Kellnerin ein, der mich dazu veranlasste, mich den vor mir aufgereihten Brötchen, Rühreiern, Marmeladentöpfchen, Wurst- und Käseplatten zuzuwenden. Die Eier waren schon völlig erkaltet, der Kaffee war nur noch lauwarm.



Erinnerungslücken

Sonntag, 16. Juli

Werden mir die Dinge überhaupt klarer, indem ich sie aufschreibe? Eher habe ich den Eindruck, dass das Gegenteil der Fall ist.



Was mir am deutlichsten vor Augen tritt, sind die Lücken in meiner Erinnerung, durch die die Ereignisse noch unverbundener nebeneinander stehen, als ich ursprünglich angenommen hatte. Vielleicht wäre es am ehrlichsten, sich bei der Darstellung überhaupt nicht um ein geordnetes Nacheinander zu bemühen. Dabei täusche ich mir doch nur kausale Zusammenhänge vor, die es de facto gar nicht gibt!

Andererseits – was hätte es für einen Sinn, die einzelnen Episoden in der gleichen chaotischen Reihenfolge aufzuschreiben, in der sie mir durch den Kopf schießen? Oder liegt auch darin eine Logik, die mir nur bislang verborgen geblieben ist?

Letztlich ist das Bemühen um eine chronologische Aneinanderreihung der einzelnen Geschehnisse aber zumindest ehrlicher. Schließlich kann ich nur so feststellen, an was ich mich überhaupt noch erinnere und wo die Erinnerung aussetzt. Wahrscheinlich sind gerade diese Erinnerungslücken für ein tieferes Verständnis meiner Probleme von besonderer Bedeutung.

Im Grunde ist das hier also nur die Vorarbeit, auf der die spätere Analyse aufbauen müsste. Auch sollte ich bei der Rekonstruktion

der Ereignisse vielleicht weniger dem nachspüren, was ich seinerzeit gedacht habe. Wichtiger ist es womöglich, herauszufinden, warum ich an manches gerade *nicht* gedacht habe.

Nehmen wir zum Beispiel den Morgen, an dem ich mich, getrieben von einem mir selbst damals noch unverständlichen inneren Aufruhr, in ein Café geflüchtet hatte. Interessant ist doch, dass ich dort den Gedanken an die Arbeit vollständig verdrängt hatte. Dabei war das ein ganz normaler Werktag, an dem ich schon seit über einer Stunde im Büro hätte sein müssen. War demnach mein nächtlicher Ausflug nichts weiter als eine unbewusste Flucht vor den Belastungen des Alltags?

Wenn allerdings mein gesamtes damaliges Tun auf einer Art von Vermeidungsverhalten beruht haben sollte, so war dieses zumindest unvollständig. Denn eins steht fest: Ins Büro hätte ich an jenem Tag auf keinen Fall gehen dürfen. Der Schreck, der mir in die Glieder fuhr, als mein Blick beim Verlassen des Cafés auf die Datumsanzeige der Digitaluhr fiel, war ja auch ganz unverständlich. Schließlich wird niemandem gleich gekündigt, wenn er sich mal für einen Tag krank meldet!

Natürlich hätte man mir eine Krankmeldung am Morgen nach dem Betriebsausflug – noch dazu an einem Freitag – nie und nimmer abgenommen. Aber alle Unannehmlichkeiten, die mir daraus erwachsen wären, wären doch ganz unbedeutend gewesen im Vergleich zu der Katastrophe, die durch meinen überstürzten Aufbruch ins Büro über mich hereingebrochen ist. Wenn schon mein Bewusstsein nicht richtig funktioniert, hätte doch wenigstens mein Unterbewusstsein ganze Arbeit leisten müssen!

Geschichte eines Schattenverlusts/8



Sonntag/Montag, 16./17. Juli

Flammenblicke

Diese schrecklichen Alpträume ... Ich dachte, ich hätte sie hinter mir gelassen. Aber ganz werde ich sie wahrscheinlich nie loswerden.

Kurz nach dem Verlust meines Schattens hatten sie mich fast jede Nacht heimgesucht. Immer war ich darin umringt von lauter Augenpaaren. Augenpaaren, die einen Kreis um mich bildeten, der immer enger wurde, bis sie sich zu einem einzigen überdimensionalen Auge vereinigten, das mich zu verschlingen drohte.

Wenn ich dann mit Herzrasen aus dem Traum hochgeschreckt bin, hatte ich noch immer den Eindruck, überall im Zimmer von fremden Augen belauert zu werden. Es war mir, als würden sie sich von außen durch die Wände brennen, um mich mit ihren Flammenblicken zu durchbohren. Den Rest der Nacht habe ich danach meistens in der Küche gesessen und stumpfsinnig die Straßenlampen angestarrt, in deren grellem Schein die Feueraugen sich in Luft auflösten.

So fühlt es sich also an, wenn der Wahnsinn einen streift, dachte ich dann, während ich mich in den frühen Morgenstunden, bei den ersten Anzeichen der Dämmerung, noch einmal zurück ins Schlafzimmer wagte.

8. Ein neuer Tag

Ich muss gehetzt ausgesehen haben, als ich am Morgen nach meiner Nacht in Hadderstetten das Büro betrat. Es hatte mich ungeheure Überwindung gekostet, quer durch die Stadt zum Bahnhof zu eilen und mich in den nächsten Zug nach Lumenberg zu setzen.

Obwohl die Rushhour schon vorbei war, waren fast alle Plätze belegt, was mein Unwohlsein beträchtlich verstärkte. Ständig hatte ich das Gefühl, irgendetwas falsch zu machen. Mehrmals vergewisserte ich mich, die richtige Fahrkarte gekauft zu haben, sie im Falle einer Kontrolle rasch vorzeigen zu können und in der richtigen Wagenklasse zu sitzen.

Aber alle Eventualitäten waren ja unmöglich auszuschließen. Am unangenehmsten war mir der Gedanke, jemand könnte mich in ein Gespräch verwickeln. Die Sprache erschien mir auf einmal wie ein Inselgewirr auf einem unüberschaubaren Meer. Jedes Wort war ein Fragment, das unverbunden neben all den anderen Wortsplittern lag. Es war mir unvorstellbar, die Puzzleteilchen richtig zusammensetzen zu können.

So war ich zugleich erleichtert und beunruhigt, als ich endlich unser Bürohaus erreichte: erleichtert, weil ich nun immerhin in eine vertraute Umgebung eintauchen konnte, und beunruhigt, weil ich mir nicht sicher war, ob das alte Vertrautheitsgefühl sich noch einstellen würde.

Wie ich bald feststellen musste, war eher Letzteres der Fall. Schon vor der Stechuhr, die ungerührt meine – trotz Gleitzeit – übermäßige Verspätung dokumentierte, fühlte ich mich bloßgestellt. Auch im Lift, in der Halle, im Flur wurde ich das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden.

Ganz schlimm wurde es dann, als ich unser Großraumbüro betrat. Um zu meinem Arbeitsplatz zu gelangen, musste ich es in seiner ganzen Länge durchqueren. Obwohl ich mich so unauffällig wie möglich zu bewegen versuchte, kam ich mir doch vor wie ein Obdachloser, der quer durch einen von Kronleuchtern erhellten Saal schlurft, um mitten im Raum seinen Schlafsack auszubreiten. In Wahrheit hat mich wahrscheinlich niemand weiter beachtet. In einem Großraumbüro geht ja ständig jemand an einem vorbei.

Hinter meiner Stellwand angelangt, fuhr ich zunächst gewohnheitsmäßig den Computer hoch. In der Mailbox fand ich eine Nachricht von unserer Produktmanagerin. Sie lud für 10.30 Uhr zu einer Teambesprechung ein.

Ich blickte auf die Digitaluhr am unteren Bildschirmrand: Es war schon 10.26 Uhr! Erst jetzt fiel mir auf, dass niemand aus meinem Team an seinem Platz war. Offenbar waren die Kollegen alle schon unterwegs zu der Besprechung. Ich hastete sofort los. Es waren ja nur zwei Etagen bis zu den Teamräumen. Notfalls war das auch in vier Minuten zu schaffen. Auf keinen Fall wollte ich mitten in die Besprechung hineinplatzen!

War es wirklich so, dass sich an dem Tag alle vier Fahrstühle mit einer fast schon heimtückischen Langsamkeit meiner Etage näherten? Oder kam mir das nur so vor? Heute frage ich mich natürlich, warum ich nicht die Treppe genommen habe, über die ich wahrscheinlich schneller nach oben gelangt wäre. Vielleicht habe ich es einfach deshalb nicht getan, weil das unüblich war

und mich erhöhter Aufmerksamkeit ausgesetzt hätte – und ich hatte ja ohnehin schon das Gefühl, zu sehr aufzufallen.

Als ich endlich aus dem Lift ausstieg, zeigte die Digitaluhr über der Etagenanzeige bereits 10.33 Uhr an. Seit der Übernahme des Managerpostens durch Frau Zimmermann begannen die Besprechungen stets überpünktlich. Also hatte ich den Wettlauf gegen die Zeit doch verloren!

Meine einzige Hoffnung war jetzt, die Produktmanagerin könnte vielleicht durch einen Anruf aufgehalten worden sein. Freilich hätte die Tür dann noch offen stehen müssen. Angespannt blickte ich auf den Raum am Ende des Gangs, wo die Besprechung stattfinden sollte: Die Tür war geschlossen!

Meine Hand zitterte, als ich sie auf die Türklinke legte – was mir, der Peinlichkeit der Situation zum Trotz, dann doch als Überreaktion erschien. Eben das war es aber gerade, was mich beunruhigte.



Geschichte eines Schattenverlusts/9



Montag, 17. Juli

Ich schäme mich vor mir selbst dafür, dass ich heute Nacht nicht weitergeschrieben habe. Trotzdem wehre ich mich dagegen, das als pure Feigheit abzutun. Nicht nur, dass ich auf einmal todmüde war, nachdem die Wirkung meines Alptraums abgeebbt war. Der Augenblick, in dem nicht nur für mich selbst, sondern auch für alle anderen mein verändertes Erscheinungsbild offenbar geworden ist, war nun einmal ein traumatischer Einschnitt in meinem Leben. Sich dem zu stellen, ist eben keine Kleinigkeit.

Aber heute führt wohl endgültig kein Weg mehr daran vorbei. Also Augen zu, Gegenwart ausgeblendet, und zurück zu dem Teamraum, wo die Produktmanagerin die Besprechung soeben eröffnet hatte.

9. Die Entblößung

Obwohl ich mich bemüht hatte, die Tür so vorsichtig wie möglich zu öffnen, drehte sich Frau Zimmermann sogleich nach mir um, als ich den Raum betrat: "Ah, der Herr C.! Tja, wenn man vom Teufel spricht ... Gerade habe ich gefragt, ob jemand etwas von Ihnen gehört hat."

Ihr durchaus entgegenkommendes Lächeln konnte nicht verhindern, dass mir die Schamesröte ins Gesicht stieg. Natürlich provozierte die Aufteilung des Raumes auch geradezu peinliche Gefühle bei einem Nachzügler. Die Tische waren kreisrund angeordnet, und das Whiteboard, auf dem man bei Bedarf Kalkulationen oder Geschäftsstrategien skizzieren konnte, stand vorne, unweit der Tür.

Der Leiter der Besprechung saß daher stets mit dem Rücken zur Tür. Bei meinem Eintritt in den Raum hatte ich so das Gefühl, eine Bühne zu betreten, zumal auch der über dem Whiteboard angebrachte Deckenstrahler wie ein Scheinwerfer auf mich gerichtet war.

Eine Weile lang verharrte ich in der halb geöffneten Tür wie ein Schauspieler, der seinen Text vergessen hat. Alle Augen waren auf mich gerichtet. Die Blicke verrieten jene Mischung aus Befremdung und Abscheu, die mir von da an noch öfter begegnen sollte.

Damals aber verstand ich zunächst gar nicht, was los war. Gut, nach einer halb durchwachten Nacht sah ich sicher nicht allzu gut aus. Aber musste man mich deshalb anstarren, als wäre ich ein blutüberströmter Zombie?

Mein erster Impuls war, den Raum rückwärts wieder zu verlassen und einfach nach Hause zu gehen. Stattdessen schloss ich jedoch

– um überhaupt etwas zu tun – die Tür hinter mir und trat zwei Schritte vor.

Warum ich dann innehielt, anstatt einfach auf den noch freien Platz zuzugehen, kann ich selbst nicht sagen. Wahrscheinlich haben mich die forschenden Blicke verunsichert, die sich nun nicht mehr in mein Gesicht bohrten, sondern mit ungläubigem Entsetzen einen Punkt schräg hinter mir fixierten, wo der Lichtkegel des Deckenstrahlers meinen Schatten auf das Whiteboard hätte zeichnen müssen.

Irgendwann bin ich dann wohl der Blickrichtung der anderen gefolgt und habe mich umgedreht, um den Grund für ihre Beunruhigung herauszufinden. So muss schließlich auch mir aufgefallen sein, dass dort, wo gemäß den physikalischen Gesetzmäßigkeiten mein Schatten hätte sein müssen, der weiße Lack des Whiteboards genauso unberührt war wie an den anderen Stellen auch. Das Licht missachtete mich ganz einfach, es fiel mitten durch mich hindurch, als wäre ich gar nicht da.

Ja, war ich vielleicht wirklich nicht da? Träumte ich das alles nur, oder war ich selbst ein Teil des Traums der Kollegen, die mich anstarrten wie eine Gruppe von Schlafwandelnden, die von ihrem Erwachen träumen? Aber seit wann begaben sich Schlafwandelnde denn in Gruppen auf ihre nächtlichen Streifzüge?

Als ich in den Beinen unsicher wurde und zu schwanken begann, kamen Karsten und Alex – die am weitesten vorne saßen – mir zu Hilfe und stützten mich unter den Armen. Sonst wäre ich wohl direkt auf das vor dem Whiteboard stehende Tischchen gefallen, wo Laptop und Beamer für die Ausführungen von Frau Zimmermann bereitstanden.

"Um Gottes willen, Theo, ist dir nicht gut?" fragte Alex besorgt. Irgendjemand meinte, man solle mich besser hinlegen, aber da

hatten die beiden mich schon auf Karstens Stuhl gesetzt und standen – nun ihrerseits paralysiert – hinter mir wie zwei Schoßhunde, die sich durch eine seltsame Verkleidung ihres Herrchens verunsichert fühlen.

"Sollen wir einen Arzt holen?" hörte ich jemanden fragen. "Oder vielleicht ein Glas Wasser?"

Natürlich sind diese Worte nur Rekonstruktionen, die sich mehr auf das Gesetz der Wahrscheinlichkeit stützen als auf tatsächliche Erinnerungen. Zudem sind bestimmt mehr Sätze gefallen, als es mir im Rückblick vorkommt, und ich werde wohl auch etwas darauf geantwortet haben. Hierfür fallen mir aber nur völlig unsinnige Äußerungen ein, wie z.B. "Entschuldigung, ich habe meinen Schatten zu Hause vergessen, es soll nicht wieder vorkommen".

Deshalb unterlasse ich es lieber, mir darüber Gedanken zu machen. Wenn ich mich streng an das halte, was ich von dem Vorfall noch in Erinnerung habe, so dürfte ich ohnehin nur von dem Gefühl eines Ertrinkenden sprechen, der durch die über ihm zusammenschlagenden Wellen hindurch die Gesichter anderer Menschen wahrnimmt – wobei unklar bleibt, ob deren Lippen sich tatsächlich bewegen oder ob dieser Eindruck nur von der Bewegung des Wassers herrührt.

Irgendjemand muss mich schließlich nach Hause gebracht haben. Als ich wieder zu mir kam, war es bereits völlig dunkel. Anfangs war ich mir nicht sicher, ob ich mein Erwachen nur träumte oder tatsächlich schon wach war. Nach einiger Zeit begriff ich jedoch, dass ich mich in meinem Schlafzimmer befand und auf dem noch von der Tagesdecke überzogenen Bett lag. Ich war angekleidet, bis auf die Schuhe und meine Jacke, die man mir als zusätzliche Stütze unter den Kopf geschoben hatte.

Ein Werbeschreiben von *Pleasant Work*



Mittwoch, 19. Juli

Post bekomme ich fast gar keine mehr. Natürlich – wer sollte mir auch schreiben? Wenn ich ehrlich bin, warte ich noch immer auf ein Zeichen von Lina. Da sie in der digitalen Welt schweigt, hoffe ich manchmal, sie würde mir, ganz altmodisch, ein lustiges Kärtchen schicken, um das Eis zu brechen.

Klar, sie hat allen Grund, sauer auf mich zu sein. Ich habe mich damals wirklich blöd benommen. Aber das ist doch jetzt schon mehrere Monate her. Und hat sich durch meine Entlassung nicht eine völlig neue Situation ergeben?

Ist sie wirklich so nachtragend? Oder hat sie mich schlicht aus ihrem Leben gestrichen?

Vor lauter Verzweiflung habe ich schon angefangen, die Wurf-sendungen zu lesen. Heute wieder ein besonders schönes Exemplar:

Sehr geehrter Herr C.!

Sicher haben auch Sie schon oft unter dem Blinken gelitten, mit dem Ihr Cursor Ihnen anzeigt, an welcher Stelle Sie Ihre nächste Eingabe platzieren werden.

Wie neuere Untersuchungen gezeigt haben, handelt es sich hierbei nicht nur um ein nervöses Empfinden Einzelner, sondern um eine weit verbreitete Problematik. Unser Forscherteam hat zudem Anhaltspunkte dafür gefunden, dass von dem Blinken ernsthafte Schädigungen der Netzhaut ausgehen können.

*Wir von **Pleasant Work** haben deshalb ein System entwickelt, das einen völlig neuartigen Umgang mit dem Blinken des Cursors erlaubt. Ein spezieller Duftcocktail, zu dem bislang keinerlei Nebenwirkungen festgestellt werden konnten, ermöglicht dem Gehirn die Umwandlung des Cursor-Impulses in ein motivierendes Signal, das von Testpersonen ähnlich wie ein Anfeuerungsruf beim Sport empfunden wurde. Damit erhält Ihre Computerarbeit eine ganz neue Qualität!*

*Um möglichst vielen Menschen die Befriedigung zu verschaffen, die der von **Pleasant Work** zusammengestellte Duftcocktail bei der Arbeit mit dem Computer vermittelt, haben wir eine neue Generation von Computern entwickelt, die mit einem speziellen Duftstrahler ausgestattet sind. Dadurch können nicht nur unangenehme Auswirkungen der Computerarbeit ausgeglichen werden. Über die Tastatur sind Sie außerdem direkt mit dem Duftstrahler verbunden, so dass Ihr Computer auf Ihre Stimmungen eingehen kann wie eine einfühlsame Freundin!*

*Join us! Lassen Sie sich ein individuell auf Ihre Bedürfnisse abgestimmtes Angebot unterbreiten. **Pleasant-Work-Computersysteme** gibt es in unterschiedlichen Ausführungen. Informieren Sie*

sich unter www.pleasantwork.de – oder rufen Sie uns einfach an unter 017071-224488! Wir stehen Ihnen rund um die Uhr zur Verfügung!

Was die Leute sich alles einfallen lassen, um den Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen! Ich habe trotz allem mal die Website der Firma angeklickt, weil mich einfach das Werbekonzept interessiert hat. Schließlich lässt sich ein Duft ja nicht bildlich darstellen!

Ich muss gestehen, dass die "Pleasant Worker" ziemlich kreativ sind. Die ganze Website ist interaktiv aufgebaut: Man kann direkt mit Mitarbeitern ins Gespräch kommen und sich sogar in einen eigens eingerichteten Duftkanal einloggen, der einem eine Kostprobe des neuartigen Computerarbeitskonzepts vermittelt.

Auf mich hat das allerdings keine großartige Wirkung gehabt. Der Duft war sehr künstlich und hat mich eher an den Zitrusgeruch in Kaufhaustoiletten erinnert. Einen Zusammenhang zwischen den Duftstoffen und meiner Wahrnehmung des Cursors konnte ich erst recht nicht feststellen.

Das hätte ich mir aber auch gleich denken können! Warum lasse ich mich also auf einen Dialog mit solchen Nebelwerfern ein? Vielleicht, weil ich doch den Wunsch habe, irgendeine praktische Hilfe zu bekommen – etwas Handfestes, unmittelbar Wirksames eben. Mit meiner Erinnerungsarbeit drehe ich mich doch irgendwie im Kreis. Außerdem ist es weiß Gott nicht angenehm, sich immer wieder andere unangenehme Situationen in Erinnerung zu rufen.

Andererseits will ich auch nicht wieder vor mir selbst davonlaufen. Wenn ich nur wüsste, ob es Mut oder Trägheit ist, Ehrlichkeit

oder das Bedürfnis, sich selbst von der eigenen Leere abzulenken,
was mich zum Weiterschreiben anhält!

Heute bin ich aber zu müde, um mich der Rekonstruktionsarbeit
zu widmen. Vielleicht gehe ich einfach mal wieder zwanglos spa-
zieren. Bei der dichten Wolkendecke, die heute über der Stadt
hängt, wird mein kleiner Makel wahrscheinlich gar nicht groß
auffallen.



Geschichte eines Schattenverlusts/10



Donnerstag, 20. Juli

Ich frage mich, was wohl mein erster Gedanke war, als ich an dem Abend nach meinem Schwächeanfall aufgewacht bin. Aber was heißt das überhaupt – "mein erster Gedanke"? Ist damit nur das gemeint, was ich bewusst gedacht habe? Oder schließt das auch die vor-, halb- und unbewussten Gedanken mit ein, die mir damals durch den Kopf geschossen sind?

Vielleicht ist es ja ohnehin falsch, nach dem ersten *Gedanken* zu fragen. Müsste ich nicht eher nach dem ersten *Gefühl* fragen? Der erste *Gedanke* ist doch schon eine Form von Zensur, die Art, in der das Bewusstsein auf das Gefühl reagiert: abwehrend, entgegenkommend, formend, deutend ...

Womöglich kann ich mich daher erst dann richtig an das Vergangene erinnern, wenn ich die Vorstufe meiner damaligen Selbstausslegung erfasse. Dafür muss ich aber zunächst einmal das damalige Geschehen gründlich rekonstruieren.

10. Schmerzhaftes Erwachen

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich mich irgendwann aus dem Bett aufstehen und vor den großen Spiegel im Flur treten. Offenbar war das ein Versuch, den Realitätsgehalt der Erinnerungen zu überprüfen, die nun tröpfchenweise in mein Bewusstsein einsickerten.

Das Licht hatte ich mit Sicherheit noch nicht eingeschaltet. Also konnte ich mein Ebenbild nur schemenhaft im Spiegel erkennen. Ich meine mich aber zu erinnern, dass es mich ungemein beruhigt hat, es zu erblicken. Wahrscheinlich ging ich zu dem Zeitpunkt davon aus, dass – da ja mein Spiegelbild noch vorhanden war – auch mein Schatten nicht verschwunden sein konnte. Waren die gespenstischen Bilder, die in mir aufstiegen, also nur Bruchstücke eines Alptraums?

Halbwegs beruhigt, knipste ich das Licht an und blickte abermals auf mein Spiegelbild. In diesem Augenblick nun durchfuhr mich – daran erinnere ich mich ganz genau – ein ungeheurer Schrecken. Natürlich habe ich bestimmt übermüdet ausgesehen, mit Ringen unter den Augen, Bartstoppeln, wirrem Haar und zerknitterten Kleidern. Auch das wird seine Wirkung auf mich nicht verfehlt haben – wer schaut sich schon angestrengt ins Gesicht, nachdem er eine Nacht durchzechert hat und gerade mit einem entsetzlichen Kater aufgewacht ist?

Was mich wirklich beunruhigte, war jedoch etwas anderes. Ich hatte das Gefühl, als würde ich den, der mich da so entsetzt anstarrte, gar nicht kennen. Es war, als sähe ich ihn zum ersten Mal. Ein unsinniges Schamgefühl befiel mich. Unwillkürlich löste ich meinen Blick aus den Augen des Anderen, so wie man peinlich

berührt zur Seite schaut, wenn man jemanden beim Popeln in der Nase überrascht.

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass ich genau unter dem Deckenstrahler stand, den ich kürzlich über dem Spiegel angebracht hatte. Demnach musste doch eigentlich ... Mein Herz begann schneller zu schlagen, es zuckte, es zitterte, ein Trommelwirbel vor dem Salto mortale des Seiltänzers, dessen Sprung durch kein Netz abgesichert war.

Langsam wandte ich mich um, nun schon ohne große Illusionen über das, was ich in meinem Rücken wahrnehmen würde. Und tatsächlich: Es war kein Schatten von mir zu sehen.

Natürlich hätte bei dem indirekten Licht nur ein Schattenansatz zu erkennen sein können, eine schattige Brücke ins Dunkel des Raumes. Aber es war eben überhaupt nichts zu sehen. Es war, als wäre ich gar nicht da.

Von dem Schuhschränkchen, dem davor stehenden Paar Gummistiefel, ja sogar von meinem alten Trenchcoat, der seit dem letzten Winter unberührt an der Garderobe hing, nahm das Licht Notiz. Nur mich sparte es aus, als handelte es sich bei meiner Existenz um ein peinliches Versehen, das der Welt verschwiegen werden müsse.

Was ich nun tat, war natürlich ganz unsinnig, auch wenn die damalige Situation es vielleicht verständlich macht. Ich schritt alle Lichtschalter meiner Wohnung ab, in der Reihenfolge, in der sie mir in den Sinn kamen. Kreuz und quer hastete ich durch Küchenzeile, Wohn- und Schlafzimmer und schaltete überall das Licht ein.

Wahrscheinlich, redete ich mir ein, war das alles nur eine Folge der vielen indirekten Lichtquellen in meiner Wohnung. Schließlich ist der eigene Schatten ja mitunter nur undeutlich wahrzuneh-

men, vor allem bei diffusem Licht oder der Vermischung mit anderen Schattenumrissen.

Es war jedoch ganz egal, wohin ich mich stellte und wie intensiv ich mich dem Licht aussetzte – mein Schatten war und blieb verschwunden. Ich musste mich damit abfinden, ob ich wollte oder nicht: Ich hatte keinen Schatten mehr!

Nun empfand ich das viele Licht auf einmal als unerträglich. Taumelnd stürzte ich von einem Lichtschalter zum andern, um die vorherige Dunkelheit wiederherzustellen. Dann ließ ich mich auf meinen Fernsehsessel fallen.

Vor dem Fernseher grübelte ich dumpf vor mich hin, bis mich ein Lichtreflex auf dem schwarzen Bildschirm aufschrecken ließ. Ich stand auf und blickte zum Fenster hinaus. Irrte ich mich, oder beobachtete mich jemand von der gegenüberliegenden Straßenseite aus? Beunruhigt schloss ich die Vorhänge. Für einen Augenblick fühlte ich mich wie lebendig begraben.



Geschichte eines Schattenverlusts/11



Freitag, 21. Juli

Seltsam ... An das Telefonat mit Karsten, das ich damals, nachdem ich mir meiner Schattenlosigkeit vollends bewusst geworden war, geführt habe, habe ich gar nicht mehr gedacht. Erst jetzt, im Zuge meiner systematischen Rekonstruktionsarbeit, ist es mir wieder eingefallen. Ich muss es wohl verdrängt haben.

Natürlich sind mir heute, über ein halbes Jahr nach dem Telefonat, nur noch Bruchstücke des Gesprächs in Erinnerung. Ich will dennoch versuchen, aus den in meinem Kopf herumschwirrenden Wortfetzen ein Ganzes zu formen – auch wenn ich mir bewusst bin, dass ich die Höhle des Vergessens damit nur wieder mit einer neuen Decke aus Fiktionen auskleide.

11. Telefonat mit einem Arbeitskollegen

Ich sehe mich noch nach dem Handy greifen und die Nummer von Karsten wählen. Ein kurzes Tuten, dann hörte ich seine Stimme: "Ja bitte?"

"Hallo, hier ist Theo!" Ich bemühte mich, entspannt zu wirken, merkte aber, dass mir das nur schlecht gelang. In der Dunkelheit klang meine Stimme wie zerspringendes Glas, und ich selbst war der Einbrecher, der das Geräusch durch eine unvorsichtige Bewegung ausgelöst hatte.

Für einen endlosen Augenblick war es still in der Leitung. Dann fragte Karsten: "Na, altes Haus, wieder von den Toten auferstanden?"

"Ja, danke", murmelte ich, "es geht mir wieder besser." Die Allerweltsredewendung, die er benutzt hatte, löste ein merkwürdiges Unbehagen in mir aus.

Karsten fuhr fort, in der unverbindlich-kollegialen Art mit mir zu reden: "Du warst wohl ziemlich knülle gestern Abend, was?"

Gestern Abend? War der Betriebsausflug wirklich erst 24 Stunden her? "Ich weiß nicht", redete ich mich heraus. "Ich kann mich nicht mehr genau erinnern."

Karsten lachte. "Na siehst du! Sag' ich doch! – Mein Lieber, du musst einen ganz schönen Rausch gehabt haben. Aber wir andern waren ja auch nicht mehr ganz nüchtern – sonst hätten wir dich bestimmt vom Weitersaufen abgehalten."

"Wie ... wie bin ich eigentlich nach Hause gekommen?" erkundigte ich mich vorsichtig. "Ich meine, bei unserer Teamsitzung, als ich ..."

"Als du aus den Latschen gekippt bist?" unterbrach Karsten mich, um einen frotzelnden Unterton bemüht. "Du bist doch plötzlich

weggerannt – weißt du das wirklich nicht mehr? Aber Sabrina und Nobby sind dir nachgerannt. Kann sein, dass die dich nach Hause gekarrt haben."

"Sag' mal, Karsten ..." Ich zögerte. Schließlich hatte ich angenommen, Karsten selbst hätte mich nach Hause gebracht – ein Gedanke, der mir jetzt völlig abwegig vorkam.

"Ja?" Täuschte ich mich, oder klang seine Stimme wirklich leicht genervt?

"Ach nichts", gab ich entmutigt zurück. "Ich dachte nur ... Als ich vor euch an dem Whiteboard gestanden habe ... Als ihr mich da angeschaut habt ..."

Karsten wurde plötzlich ernster, fast väterlich: "Mach dir mal keine Sorgen, Alter. Das wird schon wieder. Wir haben ja alle so unsere kleinen Macken, und es ..."

"Nein", beharrte ich, "ich meine, als ich vor dem Whiteboard stand, in dem Lichtstrahl, da habt ihr doch wahrscheinlich ... Ihr müsst doch ..."

Karsten lenkte ab. Es war deutlich zu spüren, dass ihm das Thema unangenehm war: "Hey! Ich sag' dir doch, dass das kein Beinbruch war! Jetzt ruhst du dich erst mal ordentlich aus, und dann wird alles wieder seinen geregelten Gang gehen. Nur der Chefin schuldest du natürlich eine Erklärung."

Ich spürte, wie mein Mund trocken wurde. "Ja, klar ... Hat sie was gesagt zu meinem Auftritt?"

"Nichts Bestimmtes, glaub' ich. Wir waren halt alle erst mal ... nun, sagen wir: beunruhigt, als du da so reingetorkelt gekommen bist. Aber wie gesagt, das kann ja jedem mal passieren." Er klang auf einmal seltsam entfernt – als hätte er das Handy auf laut gestellt, um die Hände für etwas anderes frei zu haben.

Ich nahm noch einen weiteren Anlauf: "Habe ich wirklich nur verkatert gewirkt, als ich ...?"

"Warte mal", fiel er mir erneut ins Wort, "bei mir klingelt's gerade an der Tür."

Ich hatte nichts gehört. Aber es gibt ja auch leisere Türklingeln, die man durchs Telefon nicht unbedingt wahrnimmt. In jedem Fall war die kurze Gesprächspause für mich sehr hilfreich. Ich sah nun ein, dass es keinen Sinn hatte, weiter mit Karsten über den Vorfall zu reden.

"So, da bin ich wieder", hörte ich ihn nach einer Weile sagen. Mir schien, als würde er die Luft stoßweise ausatmen, wie jemand, der sich gerade eine Zigarette angezündet hat.

"Wenn du Besuch hast, machen wir besser Schluss", bot ich an.

"Ich kann ja später noch mal anrufen."

Ich hörte, wie Karsten an der Zigarette sog. In das Ausatmen des Rauchs hinein sagte er: "Wenn's dir nichts ausmacht ..."

"Aber nein", bekräftigte ich, "kein Problem!"

Karsten klang spürbar erleichtert. "Also dann: Kopf hoch!" tröstete er mich zum Abschied. "Wir werden das Kind schon Schaukeln!"

Einen Moment lang blieb ich gedankenverloren neben dem Handy stehen. Warum hatte ich Karsten überhaupt angerufen? Was hatte ich mir davon versprochen? Schließlich griff ich, einem spontanen Impuls folgend, nach dem Trenchcoat und ging aus dem Haus.

Geschichte eines Schattenverlusts/12



Samstag, 22. Juli

Mädchen mit den grünen Augen: Wer bist du? Was hast du mit mir gemacht? Wo wohnst du? Gibt es dich überhaupt?

Das müssen die Fragen gewesen sein, die mir damals, am Tag nach meiner Begegnung mit der geheimnisvollen Fremden, durch den Kopf gegangen sind. Allerdings ... Wenn ich daran zurückdenke, wie ich mich damals auf die Suche nach ihr gemacht habe, habe ich eher den Eindruck, dass das halb unbewusst geschehen ist. Wie etwas, das so selbstverständlich ist, dass es gar keiner bewussten Entscheidung bedarf – das aber gleichzeitig so absonderlich ist, dass man es nur in einer Art Trance-Zustand tun kann.

12. Die Suche nach dem Mädchen mit den grünen Augen

Es muss so gegen sieben Uhr abends gewesen sein. Ich spazierte zwischen den Plastiktüten tragenden Massen hindurch, ohne recht zu wissen, wohin ich mich wenden sollte.

Das Wetter war umgeschlagen, während ich bewusstlos auf dem Bett gelegen hatte. Ein feiner, aber dichter Regenstaub glitzerte in den Lichtkegeln der Straßenlampen. Da ich vergessen hatte, einen Schirm mitzunehmen, sickerte der Regen unablässig durch meine Haare und sammelte sich als dünnes Rinnsal auf meiner Kopfhaut.

Nach einer Weile gelangte ich zu dem großen Platz, der an dieser Stelle die City vom Rest der Stadt abgrenzt. Ich überquerte die Hauptstraße, begab mich zur Haltestelle in der Mitte der Fußgängerinsel und löste eine Fahrkarte für den Nahbereich. Ich wusste jetzt, wohin ich wollte. Kurz darauf kam die Straßenbahn und brachte mich zum Bahnhof.

Ich hatte Glück und musste nicht lange auf den Zug warten. Um kurz nach acht war ich in Hadderstetten. Die meisten Geschäfte hatten schon geschlossen, die übliche Grabesstille des späteren Abends breitete sich in der Fußgängerzone aus. Natürlich – das Hafenviertel, wohin ich meine Schritte wenden wollte, würde jetzt erst richtig zum Leben erwachen. Die zumeist männlichen Besucher schätzen eben den Schutz der Dunkelheit.

Durch die verwaisten Straßen von Hadderstetten ging ich auf den Park zu, den ich am vorigen Abend verfehlt hatte. Es regnete unaufhörlich, so dass meine Haare bald völlig durchnässt waren. Nicht lange, und ich befand mich wieder an der breiten Straße und der Unterführung, durch die ich am Vortag in das Hafenviertel gelangt war.

Es dauerte eine Weile, bis ich die Gasse fand, die mich in der vergangenen Nacht in den Rotlichtbezirk geführt hatte. In dem dichten Nebel hatte alles ganz anders ausgesehen. Die Konturen der Dinge waren miteinander verschwommen und hatten dadurch irgendwie weicher, gedämpfter gewirkt.

Jetzt konnte ich diese Empfindung gar nicht mehr nachvollziehen. Wie hatte ich das rote Leuchten der Lustmeile nur als einladend empfinden können? Als rettendes Licht, das dem verirrtten Wanderer den Weg nach Hause weist?

Nun erinnerte es mich eher an das bedrohliche Funkeln von Dämonenaugen. Tausendfach wurde es von dem nassen Kopfsteinpflaster und den zahlreichen kleinen Pfützen, die sich zwischen den unregelmäßig gesetzten Steinen gebildet hatten, reflektiert. Aufdringlich brannten sich die Leuchtreklamen in meine Augen.

Wegen des Regens drückten die Liebesdienerinnen sich eng an die Häuserwände, manche hatten auch kleine Schirme aufgespannt. Andere verbargen sich in den Hauseingängen, aus denen sie mich als körperlose Stimmen anraunten, wenn ich an ihnen vorüberging.

Ich bemühte mich, wie ein unbeteiligter, mehr zufällig in dieses Viertel vorgedrungener Passant zu wirken, um möglichst unbehelligt die Reihen der Häuser abgehen zu können. Dies gelang mir allerdings nur schlecht. Denn ich durfte ja den Blick nicht von den Häusern abwenden – vor allem nicht von der linken Häuserzeile, wo ich das Holzhaus und das Mädchen mit den teichgrünen Augen vermutete.

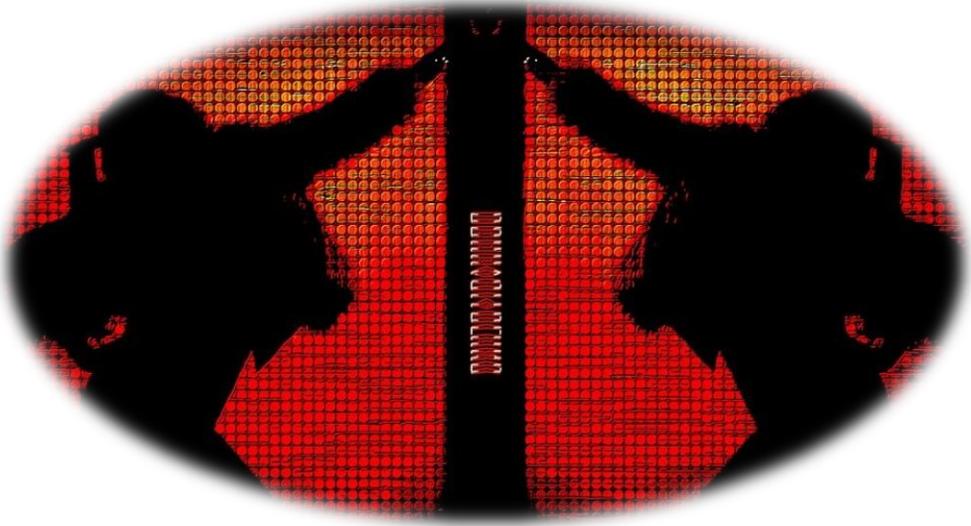
Außerdem musste ich in alle Hauseingänge hineinspähen. Schließlich war es durchaus möglich, dass auch meine geheimnisvolle Fremde sich dort untergestellt hatte.

Endlich gelangte ich an die Stelle, wo nach meiner Berechnung das Holzhaus sein musste. Leider befand sich dort aber nur eine Lücke zwischen zwei anderen Häusern. Dem beißenden Geruch nach zu urteilen, der mir in die Nase stieg, diente der Ort als öffentliches Klo. Gerade trat ein Mann, der noch an seinem Hosenschlitz herumnestelte, von dort auf mich zu.

Hatte ich mich vielleicht in der Gasse geirrt? Oder an der falschen Stelle gesucht? Hatte das Haus vielleicht doch auf der anderen Straßenseite gestanden?



Geschichte eines Schattenverlusts/13



Sonntag, 23. Juli

Wenn ich mir vorstelle, dass der Ausgangspunkt all meiner Probleme eine Begegnung mit einem Mädchen ist, das es womöglich gar nicht gibt, könnte ich auf der Stelle verrückt werden. Vielleicht bin ich das ja sogar längst.

Man weiß ja, dass der menschliche Geist keineswegs dazu neigt, die Welt wirklichkeitsgetreu abzubilden. Natürlich, ich könnte jetzt philosophisch werden und danach fragen, was überhaupt die Wirklichkeit ist und wie die Wirklichkeiten verschiedener Menschen oder gar die Wirklichkeiten von Menschen und Tieren, die mit ganz anderen Sinnesorganen ausgestattet sind, voneinander abweichen.

Aber darum geht es mir nicht. Was mich beunruhigt, ist die darüber hinausgehende Fähigkeit unseres Gehirns, uns Dinge als echte Erlebnisse wahrnehmen zu lassen, die in Wahrheit auf pu-

rer Einbildung beruhen – während wir gleichzeitig wirklich Erlebtes als bloßen Traum in Erinnerung behalten können.

Es sind Gedankenpfade, auf denen man sich besser nicht zu weit vorwagen sollte. Denn sie führen in ein nebelumflossenes Moor, in dem die Schlünde der Verzweiflung weit geöffnet sind.

13. Traum und Wirklichkeit

Nachdem ich das Holzhaus, in dem das Mädchen mit den grünen Augen mich in der Nacht zuvor empfangen hatte, beim ersten Anlauf nicht gefunden hatte, atmete ich tief durch und startete einen zweiten Versuch. Ich kehrte einfach an den Anfang der Gasse zurück und nahm nun die andere Häuserzeile in Augenschein. Leider blieb auch das ohne Erfolg.

Unschlüssig blieb ich stehen und blickte abwechselnd nach links und nach rechts, auf der Suche nach irgendeinem Hinweis, den ich bislang übersehen hatte. Auf die schlotternden Damen, die nach einem Kunden Ausschau hielten, der sie vom Warten in dem kalten Regen erlösen würde, muss ich nun wohl vollends wie ein an der eigenen Verklemmung scheiternder Freier gewirkt haben. Jedenfalls traten nun gleich zwei Damen auf mich zu und fragten mich fast mütterlich, ob sie mir nicht zu Diensten sein sollten. Sie hatten sich eng aneinander unter einen viel zu kleinen Schirm gepresst. Hinter ihren nackten, von Gänsehaut überzogenen Armen türmten sich ihre hochgepushten Brüste zu einem respektablen Fleischgebirge auf.

In meiner Verzweiflung ließ ich mich auf ein Gespräch mit den Damen ein. "Vielleicht können Sie mir weiterhelfen", begann ich, als würde ich mit zwei Politessen reden. "Ich suche ein Mädchen, das ich gestern in dieser Gasse getroffen habe. Sie hat grüne Au-

gen und wohnt in einem Holzhaus, das hier ganz in der Nähe sein muss."

Die beiden blickten mich zunächst stumm aus ihren lila-schwarz umschminkten, unter dem Schirm noch dunkler wirkenden Augen an. Offenbar wussten sie nicht so recht, wie sie auf meine Frage reagieren sollten.

Schließlich versuchte es die linke von ihnen mit den üblichen Neckereien: "So, wir stehen auf grüne Augen? Das kannst du bei uns aber auch haben! Unsere Finger machen alles wieder grün." Sie ließ ihre bunt lackierten Finger vor meinen Augen flattern. "Willst du mal probieren, wie grün sich das anfühlt? Komm, Evi, wir geben ihm 'ne Gratisprobe!"

Von zwei Seiten strichen geübte Finger über meine Wangen. "Na, fühlt sich das nicht grün an?" schäkerte Evi.

Sie blickten mich erwartungsvoll an. Offenbar war ich der erste Fisch, den sie an dem Abend in die Nähe ihrer Angel gelockt hatten.

"Wirklich sehr angenehm", lobte ich – schließlich wollte ich sie nicht beleidigen. "Aber ich suche wirklich das Mädchen mit den grünen Augen. Ich habe ganz bestimmte Gründe dafür."

"Meinst du, wir kriegen die Tour nicht hin? Was hat die denn mit dir so Besonderes gemacht?" fragte die Linke, noch immer halb im Schäkerton.

Jetzt wurde mir doch ein wenig mulmig zumute. "Es ist nicht so, wie Sie denken", versuchte ich mich herauszureden. "Ich muss einfach noch mal mit dem Mädchen sprechen, verstehen Sie?"

"Also wenn du quatschen willst, dann geh zur Bahnhofsmission. Dafür sind wir nicht zuständig", blaffte Evi mich jetzt an.

"Sie wissen also nicht, wen ich meine?" Es war unsinnig, auf der Frage zu beharren, aber immerhin war das meine letzte Chance.

"Weißt du was, du komischer Vogel? – Schieb ab, oder wir machen dir Beine!" Evis Kollegin hatte die Stimme drohend erhoben. Gleichzeitig tauchte im Halbdunkel hinter ihr ein Mann auf, der unsere Unterhaltung anscheinend von einem nahen Hauseingang aus beobachtet hatte.

Ich murmelte eine Entschuldigung und wandte mich schnell zum Gehen. Erst als ich das Schimpfen und Lästern nicht mehr hörte, das die beiden mir hinterherschickten, verlangsamte ich meinen Schritt und trat desillusioniert den Heimweg an.



Besuch vom Schattenhändler/1



Dienstag, 25. Juli

1. Der Ersatzschatten

Heute Morgen – ich saß noch am Frühstückstisch – höchst merkwürdiger Besuch: Ich öffne die Tür, und davor steht eine Spottgestalt von einem Vertreter, die sogleich auf mich einzureden beginnt.

"Guten Morgen, Meljohn mein Name, ich bin von Shadow Colours und würde Ihnen gerne unsere Produktpalette vorstellen."

Ich blickte ihn zunächst nur konsterniert an. Vielleicht war seine Aufmachung ja mit Bedacht so gewählt, dass sie anfangs die ganze Aufmerksamkeit auf sich zog und so potenzielle Kunden daran hinderte, ihm ins Wort zu fallen.

Jedenfalls ließ er sich von meinem Schweigen nicht beirren, sondern setzte übergangslos zu einem längeren Redeschwall an: "Lieber Herr C." – unwillkürlich zuckte ich zusammen, als er meinen Namen aussprach –, "ich weiß nicht, ob Sie auch schon ein-

mal das Bedürfnis hatten, am helllichten Tag für alle unsichtbar zu sein ..."

Er sah mir direkt in die Augen, der Wirkung seiner Worte gewiss. "Vielleicht", ergänzte er, die Stimme Komplizenhaft senkend, "verspüren Sie aber manchmal auch den Wunsch, jemand ganz anderes sein? Ein Mensch mit einer anderen Hautfarbe, einem anderen Geschlecht, einer anderen Vergangenheit, einem anderen Beruf, einer anderen Persönlichkeit? – Glauben Sie nicht, dass das unmöglich ist!" beschwor er mich. "Nichts ist unmöglich, wenn man an seine Möglichkeiten glaubt. Wollen Sie etwa der Wirklichkeit immer nur hinterherlaufen? Immer nur Zweiter sein?"

Er trat einen Schritt zurück und musterte mich wohlwollend. "Ich muss ehrlich sagen, Herr C., dass Sie mir nicht von dieser Sorte zu sein scheinen. Sie sind doch eher ein Macher-Typ – jemand, der die Wirklichkeit lieber selbst gestaltet, anstatt sich von ihr ver-skla-ven zu lassen. Habe ich nicht Recht?"

Während er mir seine Rede – die er offenbar schon etliche Male vor verdutzten Kunden abgospult hatte – an den Kopf warf, hatte ich Gelegenheit, ihn näher in Augenschein zu nehmen. Er trug einen hellgrauen Vertreteranzug, dessen betont diskrete Färbung auffallend mit den bunten Schriftzügen diverser Produktnamen kontrastierte, die – fast wie bei einem Rennfahrer – an zahlreichen Stellen seines Jacketts angebracht waren. Wenn man nicht genau hinsah, erschienen sie zunächst wie bloße Verzierungen, was der ganzen Gestalt einen clownesken Anstrich verlieh.

"Ich hätte da auch", fuhr er fort, "ein wenig Demonstrationsmaterial, das Ihnen unser Angebot etwas plastischer vor Augen führen wird. Wenn ich vielleicht eintreten dürfte? Natürlich nur für einen kurzen Moment, ich möchte Ihre Zeit keinesfalls über Ge-

büß beanspruchen! Zeit ist Geld, wer wüsste das besser als ich ..."

Ohne die Antwort abzuwarten, war er auch schon an mir vorbei in den Flur getreten. Dort hielt er – meine Zustimmung zu seinem Vorgehen abwartend (oder eher herausfordernd) – inne und sah mich aufmunternd an.

Ich ergab mich in mein Schicksal: "Also gut, kommen Sie rein. Es ist nur ziemlich unaufgeräumt bei mir – ich hoffe, das stört sie nicht."

"Aber nein, ganz im Gegenteil!" bekräftigte er. "In ungezwungener Atmosphäre lässt sich doch alles viel leichter bereden." Der ganze Mann war ein einziges Werbelächeln. Alles an ihm drückte grenzenloses Entgegenkommen aus.

Ich machte eine Handbewegung, um den Gast – wie es seit dem Verlust meines Schattens meine Gewohnheit ist – vor mir hergehen zu lassen. Auf dem Weg ins Wohnzimmer bemerkte ich, dass seinem Schatten etwas Diffuses anhaftete. Es war, als änderte er beständig seine Gestalt.

Nachdem wir uns in meine Fernsehecke gesetzt hatten, hob er seinen silbrig glänzenden Vertreterkoffer auf die Knie und fingerte daraus das angekündigte Anschauungsmaterial hervor. "So, das hätten wir ..." Schweigend wartete er, bis ich meinen Blick auf ihn richtete. Dann fixierte er mich wieder mit seinen Augen: "Ich denke doch, wir können offen miteinander reden?"

Ich nickte. Es war eine dieser Fragen, die keine Verneinung zulassen.

"Sehen Sie, Herr C.", fuhr er, in seinem Material blätternd, fort, "Probleme wie die Ihren sind heutzutage durchaus lösbar ..."

Ehe ich etwas entgegenen konnte, setzte er mit einem wissenden Lächeln hinzu: "Ich verstehe Sie natürlich – für den, der persön-

lich von so etwas betroffen ist, ist das in jedem Fall ein Schicksalsschlag. Ich sage immer, es ist ein bisschen wie der Tod: eine allgemeine Tatsache, aber im konkreten Einzelfall doch immer eine Tragödie. Sie können jedoch sicher sein, dass wir ..."

Seit wir uns gesetzt hatten, war sein Ton viel vertraulicher geworden. Angesichts der offenen Anspielung auf meine Probleme war mir das höchst unangenehm, ja fast schon unheimlich: Woher wusste dieser Typ überhaupt von meinen Problemen? Oder tat er nur so, als wüsste er davon? Waren seine Aussagen nicht bewusst allgemein gehalten, wie bei den Zeitungshoroskopen, die in ihrer Unverbindlichkeit ja auch irgendwie auf jeden zutreffen?

Mir war das alles nicht ganz geheuer. "Hören Sie", fiel ich daher dem Mann ins Wort. "Warum erzählen Sie mir das alles?"

"Mein lieber Herr C.!" Er sah mir ins Gesicht und wandte sich dann mit fast schon aufreizender Betonung zu der Seite hin, an dem sich mein Schatten hätte befinden müssen. "Mir müssen Sie doch nichts vormachen! Wir kennen unsere Kunden, und wir wissen, was sie durchmachen müssen. Glauben Sie mir, ich bin gekommen, um Ihnen zu helfen. Ich komme als Freund!"

Ich fühlte mich zunehmend unwohl in meiner Haut. "Vielleicht sollten Sie mir nun endlich zeigen, was Sie mitgebracht haben", forderte ich ihn kurzerhand auf. "Ich habe schließlich noch anderes zu tun."

"Eben das wollte ich gerade vorschlagen." Von meiner Gereiztheit in keiner Weise beeindruckt, griff er nach einem der Prospekte und legte ihn aufgeschlagen vor mich hin. Ich blickte auf eine Seite mit goldfarbenem Hintergrund, vor dem sich mehrere Schattenrisse abzeichneten. Daneben waren in klein gedruckter Schrift Erläuterungen zu lesen. Sie waren mit Nummern verse-

hen, die wie in einem Versandhauskatalog auf eine Preisliste am unteren Rand der Seite verwiesen.

Der Vertreter ließ den Anblick zunächst auf mich wirken, ehe er mich weiter umgarnte. "Alle Produkte, die Sie auf dieser Seite sehen", erläuterte er dann, "haben eine jahrelange Erprobungsphase durchlaufen. Unseren Kunden liefern wir ausschließlich solche Modelle, die zuvor einer Reihe von standardisierten Alltagssituationen ausgesetzt worden sind. Sie können also mit hundertprozentiger Sicherheit davon ausgehen, dass die Modelle den an sie zu stellenden Anforderungen genügen."

Ich war verwirrt. "Entschuldigen Sie, ich verstehe nicht ganz ..."

Er machte eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand. "Seien Sie ganz unbesorgt: Wir wollen keineswegs, dass Sie eine unbedachte Entscheidung treffen. Es liegt ja in unserem eigenen Interesse, dass die Kunden sich wohl fühlen und wir keine nachträglichen Änderungen vornehmen müssen. So etwas ist schließlich für alle Beteiligten mit Unannehmlichkeiten verbunden."

Er wandte sich wieder dem Prospekt zu und wies auf den Schattenriss links oben auf der Seite: "Sehen Sie, das hier ist zum Beispiel unser Modell *Classic* – die Standardausführung, wenn Sie so wollen. Aber auch hier haben Sie selbstverständlich die Garantie, dass wir Ihnen den Schatten individuell anpassen und auf Ihre persönlichen Bedürfnisse abstimmen."

Ich sah ihn ungläubig an: "Sie wollen mir einen künstlichen Schatten verkaufen?"



Besuch vom Schattenhändler/2



Mittwoch, 26. Juli

Die Begegnung mit dem Schattenhändler war mir so unangenehm, dass ich es gestern gar nicht fertiggebracht habe, weiter darüber zu schreiben. Noch in der Erinnerung an das Gespräch habe ich das Gefühl, als würde mich jemand mit einem süßen Gift betäuben, das unmerklich meine Glieder lähmt.

Beunruhigend finde ich auch, dass ich mich kaum noch an das Gesicht des Mannes erinnern kann – und das, obwohl ich ihm doch bestimmt eine halbe Stunde lang gegenübergesessen habe. Gut, es war wohl in der Tat ein Allerweltsgesicht, ein typisches Vertretergesicht, das sich ganz gezielt hinter einer Maske des Wohlwollens versteckt, um das Opfer leichter ködern zu können. Vielleicht hat es sich bei dem Mann aber auch um einen Trickbetrüger gehandelt. Hatten all seine obskuren Werbeworte am

Ende nur den Zweck, meine Wohnung auszukundschaften und einen Einbruch vorzubereiten?

Und wenn er mich nur ausspionieren wollte, um einen Einbruch vorzubereiten? Vielleicht war ich doch ein bisschen zu naiv. Wenn ich allein schon an das Rattenfängerlächeln des Mannes denke! An dieses fast schon priesterliche Leuchten in seinen Augen, mit dem er mich in die Welt der künstlichen Schatten eingeweiht hat ...

2. Schattenmodelle

Vielleicht sollte ich hier aber gar nicht von "künstlichen Schatten" sprechen. Schließlich hat der Schattenhändler selbst diese Bezeichnung ausdrücklich zurückgewiesen.

"Die meisten unserer Kunden", erläuterte er mir, "sind überrascht von den technischen Möglichkeiten, über die wir mittlerweile in diesem Bereich verfügen. Ich würde hier jedoch nicht das Wort 'künstlich' verwenden. 'Künstlich' klingt ein bisschen nach 'unecht', und das lässt sich von unseren Modellen nun beim besten Willen nicht behaupten. Eher sind sie wie eine zweite Haut. Der Vorgang der Schattenadhäsion funktioniert ähnlich wie eine Organtransplantation – der Körper muss das fremde Organ als eigenes annehmen, sonst scheitert das ganze Projekt."

Jetzt hatte er mich doch neugierig gemacht. "Und ... was würde mir das Modell *Classic* konkret bieten?" fragte ich nach.

Der Schattenhändler zuckte kaum merklich mit den Augen – wie ein Löwe, der ein verfolgtes Beutetier stolpern sieht. Er rückte ein wenig näher und erklärte aufgeräumt: "Das Modell *Classic* bietet seinem Besitzer alles, was ihm sein angeborener Schatten auch geboten hat: Dieser Schatten ist das perfekte Double seines

Herrn. Er reagiert auf all seine Regungen, ordnet ihn bei Bedarf in das Meer der anderen Schatten ein, setzt ihn zu diesen in Beziehung, wo es nötig ist, eilt manchmal auch voraus, entfernt sich jedoch nie in ungebührlicher Weise von seinem Herrn. Es gibt viele Kunden, denen das vollauf genügt – auch wenn man natürlich sagen muss, dass wir heute schon über ganz andere Möglichkeiten der umbratikalischen Interaktion verfügen."

Er wies auf den Schattenriss in der Mitte der Seite, um den sich die anderen Modelle gruppierten: "Nehmen Sie zum Beispiel – als zugegebenermaßen krassen Vergleichsmaßstab – das Modell *De Luxe*. Dieses Modell schließt all die Leistungen mit ein, die auch die klassische Variante umfasst. Es eröffnet Ihnen darüber hinaus aber auch die Möglichkeit der so genannten proskinetischen Vibration, die Sie für Ihr Gegenüber als Spiegelbild seines eigenen Ideals erscheinen lässt. Das Modell ist deshalb bei der Partnersuche ebenso hilfreich wie beim beruflichen Aufstieg."

Ich muss zugeben, dass meine anfängliche Abwehr nun mehr und mehr einem lebhaften Interesse wich. Wenn es sich – was natürlich immer noch möglich war – bei dem Mann nicht um einen Scharlatan handelte, bot sich mir durch ihn schließlich die Möglichkeit, meine Schattenlosigkeit nicht nur zu überwinden, sondern fast schon produktiv zu nutzen. Deshalb begann ich nun nach den Details zu fragen: "Sagen Sie, dieses Modell *De Luxe* ... das ist wahrscheinlich nicht ganz billig?"

Er spürte, dass er den Fisch nun schon fast an der Angel hatte. So wurde sein Ton nun ein wenig jovialer, wobei seine Stimme jedoch gleichzeitig ihren weihevoll-gedämpften Klang beibehielt. Ein Außenstehender hätte ihn jetzt wohl für einen guten Bekannten von mir gehalten.

"Billig! Teuer!" Er zog die Begriffe in die Länge, als handelte es sich dabei um etwas Anstößiges. "Was sagt das schon aus, Herr C.? Natürlich ist so etwas ein wenig teurer als, sagen wir, ein x-beliebiger Mittelklassewagen – aber es bietet Ihnen doch auch etwas ganz anderes!"

Er wies auf den Schattenriss rechts unter dem Modell *De Luxe*: "Sehen Sie, ich habe Sie vorhin gefragt, ob Sie nicht schon einmal den Wunsch verspürt hätten, am helllichten Tage unsichtbar zu sein. Nun, unser Modell *private* bietet Ihnen genau diese Möglichkeit: Niemand wird weiter von Ihnen Notiz nehmen, wenn Sie sich für diese Schattenvariante entscheiden. Wer das Modell *Entertainer* wählt, erreicht genau das Gegenteil: Er steht immer im Mittelpunkt. Jedes Modell ist passgenau auf die jeweiligen Bedürfnisse des Kunden zugeschnitten."

Er wandte sich von dem Prospekt ab und sah mir wieder in die Augen: "Selbstverständlich sind auch Zwischenstufen denkbar, die wir bei Bedarf als Spezialanfertigung herstellen. Vor allem aber haben wir heute auch die Möglichkeit, einem Klienten mehrere Schatten anzupassen – für jede Gelegenheit das richtige Modell. Wenn Sie das alles bedenken, werden Sie einsehen, dass es sich hier nicht einfach um einen Kaufakt handelt. Es geht vielmehr um eine Investition in Ihre Zukunft – und für die sollte Ihnen kein Preis zu hoch sein!"

Der Eifer des Vertreters hatte mich wieder etwas misstrauischer gemacht: "Sie wollen ernsthaft behaupten, dass man mehrere Schatten gleichzeitig haben kann?"

"Aber mein lieber Herr C., das ist doch heute überhaupt kein Thema mehr!" versicherte er mir. "Ich würde sogar sagen, der Trend geht eindeutig zum Zweit-, ja zum Drittschatten."

Meine Skepsis schien ihn eher noch mehr anzufeuern. Wahrscheinlich verstand er sie als Zeichen eines vertieften Interesses, das es nur noch in klingende Münze umzusetzen galt. Scheinbar einer plötzlichen Eingebung folgend, setzte er hinzu: "Wissen Sie was, ich mache Ihnen einen Vorschlag: Diese DVD hier enthält ein individuell auf Ihre Bedürfnisse abgestimmtes Angebot für eine Schattenadhäsion."

Ich blickte auf die DVD-Hülle, die er mir hinhielt – tatsächlich war darauf mein Name eingraviert. Darunter prangte, schimmernd wie ein Hologramm, das Wort "Schattenadhäsion".

"Normalerweise", erläuterte der Schattenhändler, "verlangen wir für so etwas von unseren Kunden eine gewisse Unkostenbeteiligung. Schließlich bedeutet es für uns eine nicht unbeträchtliche Mühe, unsere Modelle – wenn auch nur vorläufig – auf Persönlichkeit und Lebenswandel unserer Kunden abzustimmen. Das Ganze enthält ja auch eine stark prognostische Komponente, die von unseren Kunden oft unterschätzt wird. Deshalb können wir so etwas für gewöhnlich nicht ganz kostenlos abgeben.

Er sah mich prüfend an. "In Ihrem Fall denke ich allerdings, dass wir eine Ausnahme machen können – wo Sie sich doch so lebhaft für unsere Produktpalette interessieren ..."

Ich sah ihn erwartungsvoll an: "Das bedeutet?"

"Das bedeutet, dass ich Ihnen diese DVD hier ... nun, sagen wir: zwei Wochen lang zur Ansicht überlassen könnte", erwiderte er gönnerhaft. "Die Prospekte dürfen Sie natürlich auf jeden Fall behalten. So können Sie sich alles noch einmal in Ruhe durch den Kopf gehen lassen. Am Freitag darauf werde ich mich dann wieder bei Ihnen melden, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Wie gesagt, das ist ein bisschen gegen unsere Geschäftsbedingungen – aber es bleibt ja unter uns, nicht wahr?"

Er zwinkerte mir mit Verschwörermeine zu, so dass ich mich fühlte wie nach einem gelungenen, wenn auch nicht ganz legalen Geschäftsabschluss. Ich hatte den Eindruck, hier nur gewinnen zu können. So willigte ich bedenkenlos in seinen Vorschlag ein. Schließlich verpflichtete ich mich dadurch ja auch zu nichts. Sollte mir das Angebot – mit etwas mehr Abstand betrachtet – doch als unseriös erscheinen, konnte ich es immer noch ausschlagen.



Geschichte eines Schattenverlusts/14



Donnerstag, 27. Juli

Alltagssorgen

Anruf von der Bank. Man habe da einen größeren Geldeingang auf meinem Konto verzeichnet: Ob ich Interesse an einem Anlagegespräch hätte?

Natürlich: die Abfindungssumme. Da hat aber jemand schnell Nägel mit Köpfen gemacht – damit ich's mir bloß nicht doch noch anders überlege!

Und mit diesem ungeheuren Vermögen sollte ich nun eine Karriere als Börsenspekulant starten? Beinahe hätte ich laut gelacht. Wenn ihr wüsstet, dachte ich ... Dann aber ist mir wieder eingefallen, dass meine Geldflüsse ab nächstem Monat – wenn nicht

irgendein rettender Flaschengeist mir zu Hilfe kommt – komplett zu versiegen drohen. Wie die Bank darauf wohl reagieren wird? So klopft allerorten die Realität an meine Tür: Geldsorgen heißt Job Center heißt Rausgehen heißt Zum-Zootier-Werden, zum Objekt für die schauernde Schaulust der Vorübergehenden. Gar nicht zu reden von der Taxiermaschinerie und den hochnotpeinlichen Verhören, denen ich beim Job Center ausgesetzt sein werde!

Nein, da verkrieche ich mich doch lieber wieder in meine Rekonstruktionsarbeit. Noch habe ich ja genug Geld auf dem Konto! Und wer weiß, vielleicht fühle ich mich nach der Reise in die Vergangenheit geläutert und gestärkt wie die Helden der Mythologie, die wie neu geboren von ihrer Expedition in die Unterwelt zurückkehren.

14. Telefonat mit Lina

Als ich am Morgen nach meiner Odyssee durch das Hafenviertel erwachte, fühlte ich mich zerschlagen wie nach einer langen, beschwerlichen Reise. Durch die geöffneten Vorhänge fiel regengraues Licht auf mein Bett, wo ich, den Blick zur Decke gewandt, vor mich hindämmerte. Ich weiß noch, dass ich mich bemühte, mich so wenig wie möglich zu bewegen, als hätte ich Angst, jemanden aufzuwecken.

Dieser Jemand aber war niemand anderes als mein eigenes Ich, das einen heftigen, mühsam unterdrückten Ekel vor sich selbst empfand. Noch die Luft, die ich in einem unkontrollierbaren Automatismus einsog und wieder ausstieß, verursachte mir ein schmerzhaftes Bewusstsein meiner Lungenflügel. Blasebalgartig stießen sie gegen meinen Brustkorb.

Was blieb mir nun zu tun? Im Grunde genommen konnte ich so doch nicht weiterleben. Ein schattenloser Mensch würde überall als öffentliches Ärgernis empfunden werden. Möglich, dass man ihn in irgendeiner Anstalt dulden würde. Aber was wäre das denn für ein Leben?

Sollte ich also einen Schluss-Strich ziehen? War der freie Tod nicht einem unfreien Leben vorzuziehen?

Aber nein, auch dieser Gedanke war mir widerlich, hätte doch eine Selbsttötung zumindest kurzzeitig ein gesteigertes Empfinden des eigenen Körpers mit sich gebracht. Vielleicht, so dachte ich, sollte ich zum Pendler zwischen den Polen werden – mich immer dort aufhalten, wo gerade ewige Nacht herrschte. Aber elektrisches Licht gab es ja mittlerweile überall, und auch bei Mondschein warf der Körper einen Schatten.

Ich stand auf, zog mich aus und warf meine Kleider angewidert in die Waschmaschine. Lieber noch hätte ich sie verbrannt, als könnte ich dadurch die letzten 36 Stunden aus meinem Leben tilgen.

Dann begab ich mich unter die Dusche, wo ich, einem intensiven Waschwang folgend, eine halbe Ewigkeit lang das Wasser über meinen Körper rieseln ließ. Anschließend zog ich neue Kleider an und kochte mir Kaffee. Ich goss mir gerade die zweite Tasse ein, als mein Handy klingelte. Es war Lina.

"Hallo Theo, ich bin's, Lina. Ich wollte nur fragen, ob's dir wieder besser geht", hörte ich sie sagen.

Ihre Stimme klang seltsam verzerrt. Ich musste spontan an ein vergilbtes Foto denken, auf dem Menschen aus einer lange vergangenen Zeit zu sehen sind.

"Lina! Na das ... das ist aber eine Überraschung", stotterte ich.

"Alex hat mir von deinem Schwächeanfall erzählt", erklärte Lina mitfühlend. "Da dachte ich, ich ruf' dich besser mal an."

"Alex? Ja, warst du denn nicht selbst dabei, als ich ..." Ich versuchte fieberhaft, mich an die Szene im Teamraum zu erinnern. Aber so angestrengt ich auch daran zurückdachte, ich sah immer nur ein Meer von Augen vor mir, die ich keinem bestimmten Gesicht zuordnen konnte.

Linas Stimme zitterte kaum merklich. "Ich war gar nicht im Büro gestern. Ein leichtes Schwindelgefühl ..." Wollte sie damit irgend etwas andeuten? Bezog sie sich womöglich auf unseren kleinen Flirt beim Betriebsausflug?

"Wahrscheinlich der Alkohol", entgegnete ich. "Wir haben es wohl alle ein wenig übertrieben mit der Weinverkostung."

Insgeheim hoffte ich, sie würde mich korrigieren. Aber Lina lenkte ab: "Ja, stimmt ...Aber was ich dich eigentlich fragen wollte: Was war denn da los im Teamraum? Aus dem, was Alex mir erzählt hat, bin ich beim besten Willen nicht schlau geworden."

Natürlich hätte ich nur zu gern gewusst, was genau ihr Alex über den Vorfall erzählt hatte. Nachfragen konnte ich aber schlecht – das hätte zu misstrauisch geklungen. Deshalb sagte ich kurz entschlossen: "Am Telefon lässt sich das nicht so richtig erklären. Aber vielleicht ... das heißt ... wenn du Lust hast, könnten wir uns ja heute Abend treffen – dann erzähle ich dir alles."

Zu meiner Überraschung ging Lina bereitwillig auf meinen Vorschlag ein: "Gern. Wollen wir uns wieder im *Lamm* treffen? Oder wie wär's mit der neuen Pizzeria am Marktplatz?"

Jetzt bekam ich doch kalte Füße. Das hatte ich nun von meinem unbedachten Gerede! Der Gedanke, mich in ein überfülltes Restaurant zu setzen, war mir ganz unerträglich. Was, wenn man

dort meinen Makel bemerken und Lina sich daraufhin von mir abwenden würde?

Durch diesen Gedanken wurde mir überhaupt erst bewusst, dass ich hoffte, sie würde eben dies nicht tun. Dadurch setzte sich meine Verwirrung endgültig als dickes Knäuel zwischen Zungenwurzel und Rachen fest.

"Theo? Bist du noch da?" Linas Stimme drang plötzlich wie aus weiter Ferne an mein Ohr.

Auf einmal fühlte ich mich wie ein in die Enge getriebenes Tier. Mit trockenem Mund murmelte ich etwas von "Milch kochen" und "Herdplatte ausmachen" und dass ich sie in ein paar Minuten zurückrufen würde.

Ich weiß auch nicht, warum mir in dem Moment ausgerechnet diese Ausrede in den Sinn gekommen ist. Schließlich trinke ich so gut wie nie warme Milch. Aber das konnte Lina natürlich nicht wissen. Und ich war in dem Moment einfach nur froh, die peinliche Situation beenden und das Handy ausschalten zu können.



Geschichte eines Schattenverlusts/15



Freitag, 28. Juli

War das Telefonat mit Lina wirklich so peinlich, wie es mir gestern erschienen ist? Oder kommt mir das nur so vor, weil ich meine jetzigen Gefühle für Lina nicht von dem trennen kann, was danach passiert ist?

In der Tat erscheint ihr Bild, wenn ich heute an sie zurückdenke, überlagert von einem ganzen Spiegelkabinett alptraumhafter Erinnerungen. Das erste Telefonat mit ihr wirkt auf mich dabei wie ein kleines Mosaikstück in einem großen Wandrelief, bedeutungslos fast, aber eben nicht zu trennen von dem Gesamteindruck, den das Bild erzeugt.

Immerhin scheint Lina mir den plötzlichen Abbruch des Telefonats nicht verübelt zu haben. Sonst hätte sie wohl kaum kurz darauf noch einmal angerufen. Und nicht nur das: Sie hat mich sogar spontan zu sich eingeladen!

Das alles muss für mich damals doch wie eine Befreiung gewesen sein, ein plötzlicher Luftzug in der Gruft, in der ich lebendig begraben war! Warum also ist das nicht der entscheidende Eindruck, der in meinem Gedächtnis haften geblieben ist? War das Unangenehme in dem Augenblick wirklich so dominant? Oder sind es nur die folgenden Geschehnisse, die die Erinnerung in ein derart düsteres Licht tauchen?

15. Ein (un-)erotisches Abenteuer

Was ich damals wohl empfunden habe, als ich mich auf den Weg zu Lina gemacht habe? Wie waren meine Erwartungen an den Besuch? Habe ich mir einfach eine Vertiefung des Gesprächs erhofft, das wir am Telefon begonnen hatten? Das Schwingen zweier Saiten, die sich in ihrem Rhythmus immer mehr einander annähern? Oder war ich insgeheim vielleicht doch auf ein amou- röses Abenteuer aus? Aber schließt das eine denn das andere aus? Ist eine erotische Begegnung nicht die intensivste Form des Sich-Einander-Anvertrauens?

Tatsache ist jedenfalls, dass die Atmosphäre, in der Lina und ich uns an dem Abend unterhielten, erotisch aufgeladen war. Möglich, dass das nicht gleich am Anfang der Fall war. Aber spätestens als wir vom Tisch in ihre Sofaecke umgezogen waren, lag dieses ganz bestimmte Knistern in der Luft. Unsere Augen schimmerten feucht, und unsere Stimmen klangen weicher, vielleicht auch etwas heiserer als sonst.

Ich erinnere mich noch genau an das elektrisierende Gefühl, das mich durchströmte, als unsere Hände einander endlich umspielten. Fast körperlich spüre ich noch ihr schüchternes Sich-Voran-

tasten, ihr vorsichtiges Erkunden des fremden Seins, ehe sie sich schließlich ganz ihrer Expeditionslust hingaben.

Ich mag diese ersten Augenblicke einer aufflammenden Liebe, dieses seltsame Schwanken zwischen Bewusstlosigkeit und höchster Bewusstheit. Diesen geistigen Rausch, in dem das Ich ganz bei sich ist und doch ganz konzentriert auf ein Geschehen an der äußersten Peripherie des eigenen Seins. Diesen Augenblick außerhalb der Zeit, in dem wir, auf einer Klippe stehend, mit den Fingerspitzen die Fingerkuppen eines auf der Klippe gegenüber stehenden Menschen berühren, der uns über die emporschlagende Brandung hinweg die Arme entgegenstreckt. Diesen süßen Geschmack auf den Lippen, ihr weiches Nachgeben, wenn sie sich einander nähern.

Natürlich haben wir kurz darauf jenes Gespräch aufgenommen, das in all den Sprachen, in denen "Zunge" und "Sprache" mit ein und demselben Wort bezeichnet werden, wohl leichter auszudrücken ist als im Deutschen. Unsere Hände hatten wir nun ganz von der Leine gelassen, sie kreisten frei um uns herum, herauf und herab an unseren Körpern. Ein jeder berauscht von dem Atem des Anderen, verloren wir allmählich jedes Gefühl für Zeit und Raum.

Lina trug an jenem Tag eine tief ausgeschnittene Bluse. Es war ein Leichtes, die drei oder vier Knöpfe, von denen sie zusammengehalten wurde, aus den Knopflöchern zu nesteln. Geschickt schüttelte sie den seidigen Stoff ab. Nun war nur noch die Schnalle des Büstenhalters in ihrem Rücken zu öffnen. Noch während ich mich daran zu schaffen machte, glitten Linas Finger unter mein T-Shirt und zogen es geschickt über meinen Kopf. Dann streifte sie die Träger ihres Büstenhalters ab und ließ sich in das Sofa zurücksinken.

Noch wenige Tage vor meinem Besuch bei Lina hätte nun wohl alles den üblichen Verlauf genommen. Das Denken war ja ausgeschaltet, die Instinkte hatten die Regie übernommen. Aber irgendetwas störte mich. Etwas Unheimliches lag in der Luft. Ich hatte auf einmal das Gefühl, Lina sei gar nicht mehr die, für die ich sie hielt. Hinter ihren halb geschlossenen Augenlidern schien ein teichgrüner Abgrund zu schimmern, der mich in die Tiefe zu ziehen drohte. Ihre ganze Erscheinung verschwamm vor meinen Augen, als wäre sie nur ein Gespenst, das sich vorübergehend materialisiert hatte.



Geschichte eines Schattenverlusts/16



Freitag, 28. Juli, abends

Flughunde

Vor ein paar Jahren habe ich einmal in einem Zoo Flughunde beobachtet. Sie hatten ein schönes, geräumiges Gehege, in dem sie immer wieder mit leisem, kaum hörbarem Flügelschlag hin und her flatterten und an dem Napf mit Früchten naschten, der auf dem Boden für sie bereitstand.

Was mich an den Tieren so faszinierte, war, dass sie mir fremd und vertraut zugleich waren. Mit ihren dunkelglänzenden Flügeln, deren Spannweite die unserer Fledermäuse um Längen überragt, wirkten sie auf mich wie Wesen aus der Vergangenheit. Wenn sie in die Nähe des Maschendrahts kamen, der ihren Käfig umschloss, hatte ich fast das Gefühl, in ihrem Flügelschlag den

Atem einer anderen, unendlich lange zurückliegenden Zeit zu spüren.

Und doch fühlte ich mich diesen Wesen, so fremd sie mir auch waren, auf eine seltsame Weise nahe. Denn wann immer einer der Mini-Drachen seine Fluglust befriedigt und seinen Appetit gestillt hatte, kuschelte er sich danach wieder in das Knäuel seiner Artgenossen, das als lebender Kokon in einer Ecke des Käfigs von der Decke hing. Es war, als würden die Tiere sich auf diese Weise über ihre Gefangenschaft hinwegtrösten.

Natürlich war das in ihrem Fall eine sehr konkrete Gefangenschaft, ein Abgeschnittensein von der Freiheit ihrer natürlichen Umgebung. Aber flohen sie in ihrem Gemeinschaftsnest nicht auch vor einer ganz anderen, tiefer liegenden Gefangenschaft, die alle Lebewesen gleichermaßen betrifft? Der Gefangenschaft in einer Existenz, die uns radikal von anderen trennt? Einem Eingeschlossensein in uns selbst, aus dem nur in ganz wenigen Augenblicken eine Brücke zu einem anderen Dasein führt?

Irgendwie habe ich das Gefühl, das alles sich anders entwickelt hätte, wenn ich mich damals bei Lina nicht so dämlich angestellt hätte. Aber was heißt das schon: dämlich angestellt? Es war ja keine bewusste Entscheidung, sich plötzlich von ihr zurückzuziehen. Eher bin ich dabei einem inneren Zwang gefolgt, den ich heute selbst nicht mehr verstehen kann.

16. Entfremdung

Wenn ich an den Augenblick zurückdenke, in dem mein Tête-à-Tête mit Lina ein so jähes Ende nahm, sehe ich nur eine große Dunkelheit vor mir. Das Einzige, woran ich mich noch genau erinnern kann, ist dieser unerklärliche Einbruch in meinem Lustempfinden, diese plötzliche Gleichgültigkeit, die schließlich einer Art von Ekel wich. Es war, als hätte mir jemand ein Mittel injiziert, das die Wirkung der ausgeschütteten Hormone in ihr Gegenteil verkehrt.

So musste Adam sich gefühlt haben, nachdem er vom Baum der Erkenntnis genascht hatte! Auf einmal verloren die Dinge ihre Selbstverständlichkeit. Der fleischige Fortsatz, der fremd aus meiner Körpermitte herauswuchs, erschien mir plötzlich wie ein schnell wachsendes Geschwür. Und der blutrote Lappen in meinem Mund, dessen schweigendes Sprechen ich eben noch als so lustvoll erlebt hatte, fühlte sich nun an wie ein toter Fisch, der mich am Atmen hinderte.

Allerdings richtete sich das Ekelgefühl nur gegen mich selbst, nicht gegen die in die Kissen zurückgesunkene Lina. Für sie empfand ich in der Situation eher so etwas wie Mitleid.

"Was ist?" fragte sie, die Augen aufreißend. "Fehlt dir was?"

"Ich kann das nicht", murmelte ich.

Sie richtete sich halb auf. "Was soll das heißen – du kannst das nicht?" Es klang erstaunt, aber auch ein wenig belustigt.

"Nichts weiter, als dass ich es nicht kann", erwiderte ich, schroff vor Enttäuschung über mich selbst. Wohl um mir selbst mein Verhalten zu erklären, ergänzte ich: "Ich habe keinen Schatten."

Zu meiner Verwunderung versetzte sie mein Outing keineswegs in Erstaunen: "Aber das macht doch nichts. Tausende von Menschen laufen ohne Schatten durch die Welt."

Ich sah sie unverwandt an. Erst jetzt fiel mir auf, dass wir uns die ganze Zeit nur über allgemeine Themen unterhalten und die Vorfälle im Büro mit keinem Wort erwähnt hatten. Dabei hatte ich Lina doch eigentlich gerade deshalb besucht!

Sie beugte sich vor und berührte mit den Lippen leicht meine Brust. "Wegen so etwas", flüsterte sie, "muss man sich doch nicht jede Freude am Leben nehmen lassen." Geistesabwesend strich sie mit ihren Fingern über meine Brusthaare.

Ich fühlte mich missverstanden. Eine Weile lang schwieg ich und ließ Lina, die weiter mit meinen Brusthaaren spielte, gewähren. Schließlich packte ich sie bei den Schultern und blickte ihr in die Augen. "Lina", sagte ich fest, "ich weiß nicht, ob du mich richtig verstanden hast: Ich habe wirklich keinen Schatten. Ich meine das ganz wörtlich."

Erst jetzt mischte sich ein leichtes Erstaunen in ihren Blick – allerdings nicht so, wie ich es vermutet hatte. "Aber daran zweifle ich doch gar nicht! Glaubst du, ich hätte das nicht bemerkt?"

Neckend fügte sie hinzu: "Ich weiß nur nicht, was das mit deinem ... nun ja: Können auf einem bestimmten Gebiet zu tun haben soll."

Sie wollte sich aus meinem Griff befreien und ihre vorherigen Zärtlichkeiten wieder aufnehmen. Nun aber war mir die Lust erst recht vergangen. Mir schien, dass Lina mein Problem nicht ernst nahm. Also machte ich mich von ihr los und stellte mich ans Fenster.

Linas Wohnung befand sich in einer schwach beleuchteten Seitenstraße, die nun allmählich in einer trüben Novemberdämme-

rung versank. Wir mussten sehr lange miteinander geredet haben. Aber so sehr ich mich auch an die Themen zu erinnern versuchte, die wir dabei gestreift hatten, es gelang mir doch nicht, mich auf etwas Bestimmtes zu besinnen.

Obwohl ich Linas enttäuschten Blick in meinem Rücken spürte, verkündete ich schließlich kalt, dass ich jetzt gehen müsse. Dabei tat es mir selbst weh, sie gerade in diesem Moment, in dem die Welt draußen zu einem formlosen Nebel zerfloss, zu verlassen. Aber es war undenkbar, nun noch einmal an den warmherzigharmlosen Gesprächston von vorhin anzuknüpfen. Wahrscheinlich klang ich deshalb auch so abweisend und schied wie im Streit von Lina

Ich streifte Hemd, Jacke und Schuhe über, dann stürzte ich wortlos hinaus. Kaum war ich auf der Straße, war mir mein Tun völlig unverständlich. Aber jetzt gab es natürlich erst recht kein Zurück mehr.



Versteckte Kamera



Samstag, 29. Juli

Mein Gott, war ich naiv! Statt mich an den Computer zu setzen, hätte ich mich ja genauso gut auf den Marktplatz stellen und mich vor aller Augen nackt ausziehen können! Da sitzen doch wirklich so ein paar Voyeure wie die Spinnen im weltweiten Netz und laden sich einen runter, sobald sie auch nur das leiseste Zappeln im Netz spüren. Eine falsche Bewegung, und du bist dran!

O.K., ihr Netz-Spanner, hier ist ein Köder für euch:

Hallo ich heiße Theo ich bin ein perverser Kinderschänder mein Schwanz ist elefantenlang ich habe ihn mit Kokain eingerieben

mein transsexueller Freund und ich wir stehen da einfach drauf!!!!

Mein Virens scanner versichert, der Computer sei mit allen nötigen Updates gefüttert. Aber natürlich gibt es auch hier wieder eine Premium-Version, die dem besorgten User wärmstens empfohlen wird. Spezieller Tipp: Ich solle mir eine Verschlüsselungssoftware zulegen, so etwas sei nicht so leicht zu knacken. Dafür ist es aber bestimmt auch um einiges teurer als eine normale Firewall! Hauptsache, die Kasse stimmt ...

Und wenn ich die DVD nun falsch gedeutet habe? – Ach was, ein Irrtum ist so gut wie ausgeschlossen! Was schaue ich Idiot mir so etwas auch gerade an einem so heiklen Punkt meiner Rekonstruktionsarbeit an!

Wieder so eine Flucht ... Diesmal ist sie aber gründlich danebengegangen. Schließlich kann ich jetzt nicht einfach weitermachen, als wäre nichts geschehen. Vielleicht sollte ich mich wie ein Steinzeitmensch an den Küchentisch setzen und einen Steno-Block nach dem andern vollkritzeln. Wie die Dinge stehen, wäre das fast schon konspirativ! Aber ich habe ja noch nicht mal Papier im Haus ...

Also, noch mal **für alle**: Gestern Abend habe ich mir die DVD angeschaut, die mir der Schattenhändler dagelassen hatte! Sphärenklänge am Anfang, prima Sound, dazu Meeresrauschen, den Bildschirm durchfließt eine schwerelose Brandung – ich fühlte mich richtig entspannt.

Schließlich schält sich, ganz langsam, eine Gestalt aus dem Nebel heraus. Anfangs ist sie nur schemenhaft zu erkennen, dann tritt

sie immer deutlicher hervor, schwimmt aber noch eine ganze Zeit lang gesichtslos durch die Brandung.

Als schließlich klar wird, dass es sich um einen durch den Nebel spazierenden Mann handelt, wird die Sphärenmusik allmählich leiser, bis nur noch die Hintergrundbässe übrig bleiben. Diese werden nun in anschwellendem Stakkato lauter, wie ein Herz, das aufgeregt schlägt.

Gleichzeitig teilt sich die zuvor unförmige Brandung in kleinere Wirbel auf, die in zunehmender Geschwindigkeit um den Mann zu kreisen beginnen. Am Ende wird er selbst in die Schwindel erregenden Drehbewegungen mit einbezogen, hält aber sein Gesicht weiter unverwandt der Kamera entgegen. Fast scheint es sich von seinem ruhelosen Körper zu lösen.

Da fällt ein unnatürlich klarer Lichtstrahl auf seine Züge, er schreit, aber das Pochen der Bässe übertönt alles. Die Kamera schwenkt auf die Fläche hinter ihm, tastet den Boden vor ihm ab, geht auf den Weg rechts, dann auf die Fläche links neben ihm, umkreist ihn schließlich noch einmal ganz ...

Der Wechsel der Einstellungen erfolgt jetzt so schnell, dass auch dem Betrachter schwindlig wird. Die Kamera blickt von schräg unten und von schräg oben, von rechts und von links auf den Mann – bis auf einmal klar wird, was sie so aufdringlich zu zeigen versucht: Der Mann hat keinen Schatten!

Es wird ganz still, die Kamera beruhigt sich und zeigt den Mann wieder aus der Totalen. Sie sieht zu, wie die Nebelschwaden ihn in sich aufsaugen, während die Bässe zu einem finalen Trommelwirbel anheben. In dem Augenblick mahnt eine Stimme aus dem Off: "Lassen Sie es nicht so weit kommen! Denken Sie rechtzeitig an Ihre Schattenvorsorge! Kommen Sie zu Shadow Colours, Ihrem

verlässlichen Partner für Schattenadhäsionen aller Art. Shadow Colours – the colours that cover you!"

Die DVD allein hätte mich wahrscheinlich nicht gleich aus der Fassung gebracht. Ein Werbefilm eben, von der Sorte, wie man sie schon hundert Mal gesehen hat. Das Schockierende an dem Film war für mich das Gesicht des Mannes – denn es war, daran konnte kein Zweifel bestehen, *mein* Gesicht!

Entweder hat mich also heimlich jemand aufgenommen, als ich damals in Hadderstetten am Fluss in den Morgen spaziert bin, oder die Werbefritzen haben mein digitales Selbstgespräch per Computeranimation zu einem ganz persönlichen Horrortrip verarbeitet.

Oder habe ich mich doch versehen? Schließlich war die Kameraführung gewollt chaotisch, und in dem Nebelmeer ist das Gesicht des Mannes nur undeutlich zu erkennen. Bin ich also nur auf die typischen Tricks der Werbefilmer reingefallen und habe intuitiv ein Allerwelts Gesicht mit meinen Zügen ausgestattet?

Ich könnte ja einfach auf "Play" drücken und mir alles noch mal von vorn ansehen ... Aber nein, das wäre unerträglich!



Geschichte eines Schattenverlusts/17



Montag, 31. Juli

Ein unangenehmer Verdacht hat mich beschlichen. Ich hoffe zwar, dass ich mir das Ganze nur einbilde, aber es gelingt mir einfach nicht, mir meinen Argwohn auszureden. Den ganzen Morgen über versuche ich schon, mich an ein bestimmtes Detail meines zweiten Besuchs bei Lina zu erinnern – leider bislang ohne Ergebnis.

Ich will versuchen, mir noch einmal alles im Zusammenhang vorzustellen. Vielleicht gelingt es mir dann eher, mich auf Einzelheiten zu besinnen.

17. Seltsamer Besuch bei Lina

Von einer Mischung aus Scham und Sehnsucht getrieben, hatte ich mich gleich am Morgen nach meinem blamablen Auftritt bei Lina wieder auf den Weg zu ihr gemacht. Als mir niemand öffnete, nahm ich an, Lina sei vielleicht gerade im Bad.

Nach einer Weile drangen von drinnen Geräusche an mein Ohr. So klingelte ich noch einmal und legte mein Ohr an die Tür, um mich zu vergewissern, dass ich mich nicht verfehlt hatte.

Ich konnte mich gerade noch aufrichten, bevor die Tür aufging und Lina, nur mit einem Morgenmantel bekleidet, vor mir stand. Es war ihr deutlich anzumerken, dass sie nicht sonderlich begeistert war, mich zu sehen. Klar, ich konnte sie verstehen. Dennoch schmerzte mich ihre düstere Miene.

"Lina, ich ... es tut mir leid", stammelte ich, auf ihren Morgenmantel starrend.

Lina schüttelte den Kopf. Ich fürchtete schon, sie würde mir einfach die Tür vor der Nase zuschlagen. Dann aber brach es aus ihr heraus: "Also weißt du: Erst haust du einfach ab, und dann tauchst du plötzlich mir nichts, dir nichts wieder auf. Glaubst du etwa, ich hätte mich einfach aufs Sofa gesetzt und auf dich gewartet?"

"Ich weiß ja selbst, dass ich mich wie ein Idiot benommen habe", entschuldigte ich mich. Unwillkürlich senkte ich die Stimme: "Aber ich habe dir doch gestern schon gesagt, dass ... dass ich keinen Schatten habe."

Lina sah mich unschlüssig an. "Also gut, komm rein", gab sie schließlich nach. "Ich sage dir aber gleich, viel Zeit habe ich heute nicht. Ich bin beschäftigt."

Die Kälte in ihrer Stimme bedrückte mich, aber ich war doch froh, dass sie mich hereinließ. Ich zweifelte nicht daran, dass sie mir – nachdem ich ihr alles noch einmal in Ruhe erklärt hätte – mein gestriges Auftreten verzeihen würde.

Auf ihrem Wohnzimmertisch stapelten sich diverse Unterlagen und Aktenordner. "So ist das nun einmal, wenn man unangemeldet kommt", bemerkte Lina vorwurfsvoll, meinen Blick deutend. "Hier wird eben gerade gearbeitet. Ich bin dabei, ein paar Versicherungsunterlagen zu ordnen."

Seltsamerweise betonte sie jedes einzelne Wort, als redete sie mit einem Schwerhörigen. Gleichzeitig ging sie rasch zur gegenüberliegenden, zum Schlafzimmer führenden Tür. Bevor sie sie schloss, machte sie eine ruckartige Bewegung mit dem Kopf, wie um jemand anderen auf mich aufmerksam zu machen.

Das alles ließ mich für mich nur einen Schluss zu: Offenbar hatte Lina rasch einen Ersatzmann für mich gefunden! Mit diesem setzte sie nun das fort, was ihr gestern mit mir nicht gelungen war. Das also war die "Beschäftigung", von der sie so wichtigtue-risch gesprochen hatte!

Ich fühlte mich wie ein Kind, dem jemand das Eis aus der Hand geschlagen hat. "Entschuldige", sagte ich kühl, "ich wollte dich nicht stören." Damit wandte ich mich zum Gehen.

Lina sah mir in die Augen. Ein gehetzter Ausdruck lag in ihrem Blick. "Schon gut", erwiderte sie. "Jetzt bist du nun mal da. Also sag schon: Was willst du?"

Sie war stehen geblieben, so dass auch ich mich nicht hinsetzte. Ich schwieg, teils aus Schmerz und teils aus Trotz. Schließlich wusste sie ja ganz genau, was ich wollte. Ihre Frage sollte mich nur bloßstellen. Ziellost tasteten meine Augen ihr Zimmer ab. Dabei fiel mein Blick auf etwas, dem ich zunächst keine Beachtung

geschenkt habe. Jetzt aber zittere ich innerlich, wenn ich daran zurückdenke ...

Gestern habe ich mir die Hülle der DVD von Shadow Colours noch einmal genauer angeschaut, weil ich wissen wollte, wo diese merkwürdige Firma ihren Sitz hat. Schließlich hat der Schattenhändler mir ja weder eine Visitenkarte gegeben noch irgendwelche Kontaktdaten aufgeschrieben. Auch auf den Prospekten ist nirgends eine Adresse zu finden.

Beim Betrachten der DVD-Hülle ist mir auf einmal ein Detail aus Linas Wohnung wieder in den Sinn gekommen. Während meines Besuchs bei ihr fiel gerade ein Sonnenstrahl auf das neben dem Computer stehende Regal, in dem Lina ihre CD- und DVD-Sammlung aufbewahrt. Eine DVD-Hülle lehnte halb aufgeklappt vorne am Regal – und darauf glitzerte es, als würde man auf ein Hologramm blicken. Auf ein Hologramm, wie es auch auf der DVD zu sehen ist, die der Schattenhändler mir dagelassen hat!

Wie gesagt, ich habe dem kleinen Detail damals keinerlei Bedeutung beigemessen. Schließlich ist ein Hologramm ja an sich nichts Ungewöhnliches. Zu dumm, dass ich es jetzt nur noch ganz verschwommen vor mir sehe! So sehr ich mich auch anstrenge, es gelingt mir einfach nicht, mich genauer daran zu erinnern.

Irre ich mich also, wenn ich annehme, dass auch Lina eine DVD von Shadow Colours besitzt? Oder ist es doch wahr? Hatte auch sie Kontakt mit dieser ominösen Firma?

Sollte dem so sein, so würde das ein ganz neues Licht auf die Dinge werfen. Was, wenn Lina schon vor unserer ersten Begegnung einen künstlichen Schatten hatte? Der Gedanke ängstigt mich ebenso, wie er mich andererseits auch wieder beruhigt. Es ist mir, als könnte ich die plötzlichen Veränderungen in Linas Verhalten dadurch irgendwie leichter ertragen – als wären sie gar

nicht wirklich von ihr ausgegangen. Freilich müsste ich dann auch meinen ersten Besuch bei ihr neu bewerten – was mir jedoch aus denselben Gründen widerstrebt, aus denen mir die Umdeutung des zweiten Treffens angenehm wäre.

Ich bekomme noch immer Beklemmungsgefühle, wenn ich an das eisige Schweigen zurückdenke, mit dem Lina mich abserviert hat. An den schneidenden Ton, mit dem sie mich schließlich rausgeworfen hat: "Wenn du nichts zu sagen hast, solltest du besser gehen!"

Um Gottes willen, es klingelt – bestimmt wieder der Schattenhändler! Ich mache einfach nicht auf, soll er sich doch die Finger wund klingeln da draußen. Sicher hat er nur darauf gewartet, dass ich die DVD einlege. Vielleicht gibt sie irgendein Signal ab, sobald man sie abspielt.

Denken die etwa, ich merke das nicht? Ich lasse doch nicht alles mit mir ... Jetzt klopft er auch noch, das geht nun aber wirklich ... Was ist das? Will er etwa die Tür aufbrechen?

Der Jäger der Schattenlosen/1



Dienstag, 1. August

Soll ich Lina vielleicht doch noch einmal anrufen? Der Gedanke, sie könnte auch etwas mit dieser im wahrsten Sinne des Wortes obskuren Firma zu tun haben, lässt mir keine Ruhe.

Und außerdem: Wenn Lina mit Shadow Colours Kontakt hatte (oder immer noch hat), kann sie mir bestimmt auch etwas über die S.E.S. berichten. Bei dieser ominösen Behörde muss ich nämlich baldmöglichst "vorstellig werden", wie man das in den Kreisen wohl nennt.

Wahrscheinlich ist es das Beste, wenn ich zunächst die gestrigen Ereignisse noch einmal Revue passieren lasse.

1. Gefangen im Netz

Mit einiger Wut im Bauch war ich schließlich vom Computer aufgesprungen, um dem hartnäckigen Klingeln und Klopfen an mei-

ner Tür ein Ende zu bereiten. Ich war fest entschlossen, den Schattenhändler – denn wer anders als er konnte mich auf diese Weise bedrängen? – ein für alle Mal in die Schranken zu weisen. Mir war auf einmal selbst unbegreiflich, wie er mich so um den Finger hatte wickeln können. Nun, ich würde ihm schon klarmachen, dass ich nicht gewillt war, mich weiterhin von ihm zum Narren halten zu lassen!

Als ich aber die Haustür aufriss, stand mir nicht der Schattenhändler, sondern ein kleiner, etwas gedrungen wirkender Mann gegenüber, den ich nie zuvor gesehen hatte. Pikiert über meine ungestüme Begrüßung, trat er einen Schritt zurück. Seine seitlich gescheitelten Haare glänzten im Licht des Hausflurs. Ob sie nur lange nicht gewaschen oder mit Pomade eingerieben worden waren, konnte ich auf die Schnelle nicht erkennen.

"Was soll denn dieser Klingelterror? Können Sie nicht warten?" fuhr ich ihn an.

Der Mann vor mir ließ sich durch meinen rüden Ton keineswegs aus der Ruhe bringen. Scheinbar gleichgültig – wie bei einer Fahrkartenkontrolle, wenn man das ordnungsgemäß entwertete Billett aus der Tasche zieht – nestelte er aus der Brusttasche seiner abgenutzten Anzugjacke eine Klarsichthülle, durch die ein Passfoto und eine Dienstmarke hindurchschimmerten.

"Tramer, Schattenermittlungsbeauftragter", stellte er sich vor. "Ich bin Bevollmächtigter der Schattenermittlungsstelle, kurz S.E.S. ..." Er ließ das seltsame Kürzel bedeutungsschwer im Raum stehen, als sollte es mir irgendetwas sagen. Ich aber sah ihn nur verständnislos an.

"Ich weiß beim besten Willen nicht, wovon Sie reden", bekannte ich unwirsch. Es ärgerte mich, dass offenbar noch andere Leute als der Schattenhändler in meinem Leben herumschnüffelten.

Mit dem wäre ich jetzt schon fertig geworden. So aber musste ich mich erst wieder auf die neue Situation einstellen.

"Denken Sie nicht, Herr C., wir sollten uns für die Besprechung der Angelegenheit in Ihre Wohnung begeben?" Er sah sich auffällig im Hausflur um, wie um den delikaten Charakter seines Besuchs zu betonen. Dabei wäre es doch eigentlich an ihm gewesen, sich für seinen unhöflichen Auftritt zu schämen!

Mit einer ausladenden Handbewegung wies ich in die Wohnung. "Bitte, fühlen Sie sich wie zu Hause!" forderte ich ihn sarkastisch auf.

Allerdings wirkte meine Ironie wohl etwas bemüht. In Wahrheit war mir ganz und gar nicht zum Scherzen zumute. Schließlich war auch diesem Fremden mein Name geläufig wie der eines bekannten Filmschauspielers. Sicher hatte auch er mich schon längere Zeit durch sein Netz-Fernrohr beobachtet.

Nein, ich werde meinen Nachnamen hier trotzdem nicht preisgeben! Wer immer mir gerade auf die Finger schaut, soll wissen, dass ich nicht gewillt bin, es ihm allzu leicht zu machen!

Im Unterschied zum Schattenhändler, der seine Unterlagen in einem blank polierten Koffer mit sich geführt hatte, hielt der Herr von der S.E.S. eine zerschlissene Aktentasche in der Hand. Diese stellte er neben dem Esstisch ab wie ein Lehrer, der seine Schüler mit dem Blick auf die Prüfungsunterlagen auf die Folter spannen möchte.

Er setzte sich mir gegenüber an den Tisch, verschränkte die Hände ineinander und blickte mir mit der behaglich-sadistischen Freundlichkeit des Examinators ins Gesicht. Das verhiess nichts Gutes.

"Nun denn, Herr C.", begann er, "Theo C., wenn ich mich nicht irre ..."

Er machte Anstalten, nach seiner Aktentasche zu greifen, um meine Personalien zu überprüfen, aber ich bekannte mich anstandslos zu meinem Namen.

Ein tadelnder Blick traf mich. "Also, Herr C., ich nehme doch an, dass Sie sich der Tragweite ihres Fehlverhaltens bewusst sind?"

Ich entschloss mich, dieses Mal in die Offensive zu gehen, zumal ich keine Lust hatte, mich von dem speckigen Männlein einem längeren Verhör unterziehen zu lassen: "Wenn Sie auf meine Schattenlosigkeit anspielen wollen, dann sagen Sie das offen und tun Sie nicht so geheimnisvoll!"

Er lächelte fein. "Ich dachte, es wäre in Ihrem Interesse, wenn wir dieses Problem vorläufig nicht an die große Glocke hängen." Abschätzig sah er sich in meinem Zimmer um. "Es scheint mir fast", konstatierte er, "dass Sie mit den Bestimmungen des SVG nicht recht vertraut sind."

Ich war verwirrt. Es ärgerte mich, dass es ihm nun doch gelungen war, mich aus der Fassung zu bringen. "Was soll das heißen – SVG?" fragte ich, schon etwas entgegenkommender im Ton. Schließlich wusste ich nicht, über welche Machtbefugnisse der Mann verfügte.

Herr Tramer schüttelte den Kopf. Die Augenbrauen wölbten sich zu einer Missbilligung, die fast schon Abscheu verriet. "Haben Sie wirklich noch nie etwas vom Schattenverlustgesetz gehört? Mein lieber Herr C.: Sie wollen mir doch nicht weismachen, dass Sie über ein halbes Jahr lang ohne Schatten durch die Welt gelaufen sind und sich nicht ein einziges Mal gefragt haben, welche Vorschriften der Gesetzgeber für einen solchen Fall erlassen hat!"

Der Jäger der Schattenlosen/2



Mittwoch, 2. August

Der gnadenlose Fahrkartenkontrolleur

Manche Träume sind wie Vertreter, die einen mit vermeintlichen Gratisangeboten zu ködern versuchen. Beißt man an, so dauert es nicht lange, bis sie einem die Rechnung für das scheinbare Geschenk präsentieren.

Um einen solchen Traum handelt es sich auch bei meinem Kindheitswunsch, Fahrkartenkontrolleur zu werden. Wann immer ich mich von jemandem ungerecht behandelt fühlte, stellte ich mir damals vor, er wäre Fahrgast in einem von mir, dem unbestechlichsten aller Fahrkartenkontrolleure, beherrschten Zug.

So klein ich auch war, so groß war doch meine Macht. Wer sich mir nicht fügte, den konnte ich durch eine Armee von Uniformierten abführen lassen, die mir zu bedingungslosem Gehorsam verpflichtet waren.

Gnadenlos bestrafte ich noch das kleinste Fehlverhalten: auf den Polstern ruhende Füße in Straßenschuhen, tropfende Eisbällchen oder zu lautes Musikhören. Wer Anstalten machte, sich mir zu widersetzen, wurde umgehend des Zuges verwiesen.

Das Lieblingsobjekt meiner Kontrolleursphantasien war mein Deutschlehrer. Meine Krakelschrift wirkte auf ihn so ähnlich wie auf manche Menschen behaarte Spinnenbeine. Wann immer er mir mein Heft zurückgab, hatte sein Rotstift sich darin ausgetobt wie ein Triebtäter bei einem sadistischen Blutbad.

Einmal, nach einer besonders heftigen Rotstiftattacke, habe ich meinen imaginären Zug sogar auf offener Strecke anhalten lassen und den Serientäter mitten im Winter durch Schlamm und Schneematsch nach Hause waten lassen.

Der Preis, den ich für den Kindheitstraum zahlen muss, ist die Tatsache, dass er sich gerade jetzt in meinem Gedächtnis zurückgemeldet hat. Ausgerechnet in einem Moment, in dem ich selbst das Opfer eines solchen erbarmungslosen Verfolgers von Regelübertretungen zu werden drohte.

2. Das Schattenverlustgesetz

"Schattenverlustgesetz" – so etwas konnten sich doch selbst die fanatischsten Bürokraten nicht ausdenken! Für einen Augenblick hatte ich gedacht, der Vertreter der Schattenermittlungsstelle wolle mich auf den Arm nehmen. Der Blick meines Gegenübers verriet jedoch nicht den geringsten Anflug von Spott. So nahm ich unwillkürlich eine Verteidigungshaltung ein.

"Ich hätte nicht gedacht, dass es für den Verlust eines Schattens Vorschriften gibt", bekannte ich kleinlaut.

"Sie sind sich aber doch hoffentlich darüber im Klaren", maßregelte mich der bleiche Gesetzesdiener, "dass Ihre Unwissenheit Sie nicht vor den Sanktionen schützt, die das Gesetz im Übertretungsfall vorsieht?"

"Sanktionen?" empörte ich mich. "Aber ich bin es doch, der einen Verlust erlitten hat! Ich wüsste nicht, warum das Sanktionen nach sich ziehen sollte."

"Der Verlust an sich ist vom Gesetzgeber in der Tat nicht unter Strafe gestellt worden", belehrte mich der S.E.S.-Vertreter. "Obwohl es auch hier abweichende Auffassungen gab und gibt, die dem vom Verlust Betroffenen eine Mitschuld an dem Akt der Verlustiggehung geben. Wie Sie aber eigentlich wissen müssten, ist – im Interesse des Volkswohls – eine Meldepflicht für abhanden gekommene Schatten eingeführt worden. Danach ist der Verlust eines Schattens innerhalb einer Frist von drei Tagen, gerechnet vom Augenblick der Verlustiggehung an, bei den zuständigen Behörden anzuzeigen.

Wenn die Person, die die Verlustiggehung erlitten hat, diese Frist nicht einhält, muss ein Bußgeld entrichtet werden, das sich nach der zeitlichen Ausdehnung der Fristüberschreitung bemisst. Bei nachgewiesener dauerhafter Widerstandsleistung gegen die Meldepflicht können auch weiter gehende Strafen verhängt werden, bis hin zum Entzug der Bürgerrechte."

Den Rest seines Vortrags hatte er wie auswendig gelernt heruntergeleiert – offenbar war ich nicht der Erste, dem dieser Erzengel der Gesetzgebung erschien. Dennoch verfehlten seine Worte ihre Wirkung nicht, zumal sie mich völlig unvorbereitet trafen.

Ich sah ihn erschrocken an: "Und was soll ich Ihrer Meinung nach jetzt unternehmen?"

Er antwortete mir mit der milden Genugtuung eines Lehrers, der die Betroffenheit im Gesicht eines nicht versetzten Schülers wahrnimmt: "Wie Sie sich verhalten sollten, hängt – wie ich Ihnen ja gerade darzulegen versucht habe – weniger von meiner bescheidenen Meinung ab als vielmehr von den gesetzlichen Vorschriften. Das bedeutet, dass Sie spätestens morgen bei der Schattenermittlungsstelle vorstellig werden und dort den Verlust Ihres Schattens anzeigen müssen."

"Aber", wandte ich ein, "Sie deuteten doch gerade an, dass das zum jetzigen Zeitpunkt mit beträchtlichen Sanktionen verbunden wäre."

Herr Tramer verzog das Gesicht. "Es ist nicht meine Schuld und auch nicht die Schuld der S.E.S., wenn Sie sich nicht mit den Gesetzen des Landes befassen, in dem Sie leben."

Beiläufig blickte er auf seine noch immer ineinander verschränkten Hände, deren Finger er einen lautlosen Marsch spielen ließ. "Allerdings haben Sie insofern Glück, als Sie in mir keinen direkten Vertreter der S.E.S., sondern nur einen – wenn auch staatlich vereidigten – Vermittler vor sich haben. Als solcher habe ich die Möglichkeit, mich bei der S.E.S. für Sie zu verwenden, sofern mir" – er sah von seinen Händen auf – "dies gerechtfertigt erscheint." Für einen Augenblick war es ganz still. Ich spürte den lauernden Blick des gestrengen Männleins auf mir ruhen, wick ihm aber zunächst aus. Sollte es möglich sein, fragte ich mich, dass diese unscheinbare Person über die Macht verfügte, eine staatliche Stelle in ihrem Sinne zu beeinflussen?

Der Jäger der Schattenlosen/3



Donnerstag, 3. August

Post von der Schattenermittlungsstelle

Post von der Schattenermittlungsstelle – abends um sechs von einem speziellen Boten zugestellt! Die können's wohl gar nicht erwarten, den Strafknüttel zu schwingen. Es handelt sich um eine regelrechte Vorladung:

Hiermit werden Sie aufgefordert, sich am Montag, dem 7. August, in der Zeit von 8 bis 12 Uhr in der Schattenermittlungsstelle, Abt. 2, Buchstabe C bis E, einzufinden. Zuwiderhandlungen gegen diesen Bescheid können nach § 3 Abs. 2 SVG mit einem Bußgeld in Höhe von 10 % der aufgelaufenen Bußgeldgesamtsumme geahndet werden. Absagen bedürfen der Schriftform. Sie sind mit einem ärztlichen Attest zu begründen und bis spätestens 7.50 Uhr des

betreffenden Tages beim Dienst habenden Wachmann der S.E.S. abzugeben.

*gez. Brunsbüttel
(Sachbearbeiterin)*

Rechtsbehelfsbelehrung: *Gegen diesen Bescheid kann innerhalb einer Frist von zwei Wochen – gerechnet vom Datum der Zustellung vorliegenden Schreibens an – Widerspruch eingelegt werden. Ein Widerspruch hat jedoch keine aufschiebende Wirkung. Etwaige Kosten, die aus der durch den Widerspruch bewirkten Ausdehnung des Verfahrens resultieren, gehen zu Lasten des Beklagten, sofern dieser nicht gewichtige Gründe für seinen Widerspruch geltend machen kann.*

Na prima! Der S.E.S.-Vermittler hat also Wort gehalten. Ich frage mich, ob dieser speckige Spinnerich jetzt wohl auch in seinem Netz sitzt und meine Signale abfängt – schließlich könnte ich ja untertauchen, flüchten, emigrieren, und mit mir würde sich dann auch seine fette Provision in Luft auflösen.

3. Schattengeldjagd

Noch immer schaudert es mich bei dem Gedanken, dass ich meine vermeintlichen Selbstgespräche als Vorträge auf einer virtuellen Bühne gehalten habe, begafft von halbamtlichen Voyeuren wie diesem S.E.S.-Vermittler, die von ihren sicheren Logenplätzen aus das Unglück anderer verfolgen, um daraus Kapital zu schlagen. Ich frage mich, wie man auf die Idee kommen kann, dass ein Opfer solcher Machenschaften anderen das antun könnte, was es selbst erleiden musste.

Genau das war es nämlich, was dieser Schattengeldjäger von mir verlangt hat. Nachdem er die Folgen des ungesetzlichen Verschweigens meiner Schattenlosigkeit in den düstersten Farben ausgemalt hatte, fühlte ich mich wie ein Aussätziger auf dem Weg zum Schafott. Deshalb war ich zunächst drauf und dran, die von ihm angebotene Fürsprache bei der Schattenermittlungsstelle in Anspruch zu nehmen. So dubios er mir auch vorkam – er schien trotz allem meine einzige Hoffnung zu sein.

"Und was muss ich tun, damit Sie sich bei der Schattenermittlungsstelle für mich verwenden?" fragte ich ihn daher.

Auf einmal kam Leben in dieses Aktenzeichen auf zwei Beinen. "Als staatlich beauftragter S.E.S.-Vermittler verfüge ich natürlich über gewisse Annehmlichkeiten, wie sie der Staatsdienst auch heute noch mit sich bringt", erklärte er mir. "Allerdings verrate ich Ihnen kein Geheimnis, wenn ich Ihnen sage, dass man als Staatsdiener ohne feste Anstellung heutzutage finanziell nicht gerade auf Rosen gebettet ist. Wir S.E.S.-Vermittler leben größtenteils von der Provision, die uns die Suche nach säumigen SLPs – das ist unser interner Jargon für 'schattenlose Personen' – einbringt: Je größer die Überschreitung der Meldefrist, desto höher ist unser Verdienst."

Er beugte sich zu seiner Aktentasche herunter und hob ächzend einen Stoß Formulare auf den Tisch. "Wir haben jedoch", fuhr er dann fort, "die Möglichkeit, von uns aufgespürte SLPs vorübergehend als Hilfskräfte zu beschäftigen, die uns bei der Ermittlung weiterer SLPs zur Hand gehen.

Mit der stoischen Ruhe des Bürokraten kramte er in den Formularen, bis er gefunden hatte, was er suchte. "Wenn sich die von einem S.E.S.-Vermittler aufgespürte SLP bereit erklärt, alle durch ihre eigene Ermittlungstätigkeit zu erzielenden Provisionen an

den staatlich vereidigten Beauftragten der S.E.S. abzutreten, muss sie nur hier unterschreiben, und schon ist sie aller Sorgen ledig. Der S.E.S.-Vermittler leitet dann das Formular an die S.E.S. weiter, die daraufhin der betroffenen SLP einen so genannten Petentenbewährungsschein ausstellt. Dieser erlaubt es der SLP, ein Jahr lang in Diensten des zuständigen S.E.S.-Vermittlers ihre Besserung unter Beweis zu stellen."

Er schob das Formular vor mich hin und fingerte einen Stift aus seiner Brusttasche. "Wie Sie sehen, liegt es ganz bei Ihnen, welches Schicksal Sie wählen." Siegesgewiss hielt er mir den Stift hin.

Ich starrte ihn sprachlos an. Es dauerte eine Weile, bis ich vollends begriff, was er von mir wollte. "Sie verlangen also von mir", brach es dann aus mir heraus, "dass ich wie Sie im Internet herumschneitere und arme Teufel, die gerade einen schmerzlichen Verlust erlitten haben, ans Messer liefere? Da können Sie aber lange warten!"

Zugegeben – das muss man dem seltsamen Vogel lassen: Er hat sich durch meine Entrüstung nicht im Geringsten aus der Ruhe bringen lassen. "Wie Sie wünschen", kommentierte er meine Ablehnung, "es ist Ihre ganz persönliche Entscheidung."

Damit steckte er den Stift wieder in seine Brusttasche zurück und legte das Formular auf den Stapel der übrigen Papiere. "Sie werden allerdings verstehen", fügte er, sich vom Stuhl erhebend, hinzu, "dass ich Ihren Fall nun schnellstmöglich zur Anzeige bringen muss. Ich mache mich sonst ja selbst strafbar! Und dann kann ich natürlich für nichts mehr garantieren ..."

Stehend ordnete er seine Papiere. Dabei ging er betont langsam vor und behandelte die einzelnen Blätter mit größter Sorgfalt, wie ein Pfarrer, der nach der Messe die geweihten Hostien wie-

der im Tabernakel verstaute. Offenbar glaubte er, mich so zum Umdenken bewegen zu können. Als er sah, dass dem nicht so war, verstaute er schließlich die Papiere in seiner Aktentasche und wandte sich zum Gehen.

Auf halbem Weg zur Tür drehte er sich noch einmal um und kramte eine Visitenkarte aus seiner Tasche. Mit einer Geste gekränkter Großmut hielt er sie mir hin: "Hier – falls Sie es sich doch noch anders überlegen sollten. Heute ist es für die Meldung sowieso schon zu spät. Ich kann Ihnen also noch bis morgen früh Bedenkzeit geben."

"Wie großzügig von Ihnen!" entgegnete ich spöttisch, griff aber doch nach der Visitenkarte. Dann war ich ihn endlich los.



Geschichte eines Schattenverlusts/18



Samstag, 5. August

Ach, Lina: Willst du wirklich nichts mehr mit mir zu tun haben? Oder war alles nur Theater? Hast du dich aus gekränktem Stolz gezwungen, die Eisprinzessin zu geben, gegen dein eigenes Empfinden, als ich mich bei dir entschuldigen wollte? Hattest du schlicht Angst, ich könnte dich noch einmal so vor den Kopf stoßen wie am Abend zuvor? Oder gab es noch andere Gründe für dein Verhalten?

Wie gerne würde ich mich mit Lina aussöhnen! Aber sie hat mich zuletzt ja fast schon gemieden wie einen Untoten, der andere mit seinem bösen Blick zu Stein erstarren lassen kann.

Dabei hätte mir ein Gespräch mit ihr unendlich viel bedeutet. Nicht nur, um die Kluft zu überwinden, die uns seit dem missglückten Rendezvous voneinander trennt. Vielmehr hätte ich so auch manche Situationen im Betrieb besser einschätzen und anders darauf reagieren können.

18. Verdächtiges Lob

Nicht lange nach meinem peinlichen Auftritt in der Teambesprechung bekam ich einen Anruf von Frau Heinrich, der Sekretärin von Frau Zimmermann: Die Produktmanagerin bitte mich zu einem Gespräch zu sich herauf.

Ich merkte, wie meine Hände zu schwitzen begannen, als ich den Hörer auflegte. Es war mit Sicherheit ein Fehler gewesen, dass ich mich nicht von mir aus bei der Chefin gemeldet hatte. Jetzt sah es so aus, als wollte ich über meinen Blackout in der Teambesprechung einfach schweigend hinweggehen, anstatt mich um eine angemessene Erklärung zu bemühen. Freilich – eben das war es ja gerade, was mir Schwierigkeiten bereitete.

Zu meiner Überraschung berührte Frau Zimmermann mein Missgeschick jedoch mit keinem Wort. Sie war auch keineswegs – wie ich es erwartet hatte – abweisend mir gegenüber. Stattdessen lächelte sie mich aufmunternd an, als ich eintrat.

"Schön, dass Sie so schnell kommen konnten", begrüßte sie mich. "Auch ein verregnetes Wochenende gehabt? Darf ich Ihnen vielleicht einen Kaffee anbieten?"

Ich erinnere mich noch, wie ich innerlich aufatmete, als sie so entgegenkommend mit mir sprach. Auch den Kaffee nahm ich gerne an, schon weil ich so die Möglichkeit hatte, mich zwanglos an etwas festzuhalten.

Im Nachhinein muss ich sagen, dass Frau Zimmermann das Gespräch damals sehr professionell eingeleitet hat – Leute wie sie werden ja wohl eigens in Gesprächsführung geschult. Sie begann mit ein paar Smalltalk-Partikeln, die dazu geeignet waren, eine emotionale Nähe zu ihrem Gegenüber herzustellen: "Es ist ja wirklich ein richtiges Schmuddel-Wetter zur Zeit. Da hockt man

die ganze Zeit über in der Wohnung und frisst sich Winterspeck an, den man gar nicht braucht. Geht es Ihnen nicht auch so?"

Sie lachte kurz auf. Ich bemühte mich, in ihr Lachen einzustimmen, obwohl ich dazu eigentlich viel zu verkrampft war. Außerdem gefiel mir ihr forschender Blick nicht – auch wenn sie ihn scheinbar absichtslos hinter einer unverfänglichen Bemerkung versteckte: "Na, Sie können sich die paar Zusatzpfunde ja wenigstens leisten!"

In Wahrheit hatte auch Frau Zimmermann durchaus noch etwas zuzusetzen. Ihr durchtrainierter Körper verriet die Disziplin, mit der sie – wie jeder im Hause wusste – jeden Morgen vor dem Frühstück ihre Joggingrunden durch den Park drehte. Ihre Gesichtszüge waren für meinen Geschmack sogar etwas zu hager, was durch ihre modische Kurzhaarfrisur noch zusätzlich betont wurde.

Alles an ihr strahlte die Bereitschaft zur Hingabe an ihre Aufgabe aus. Auch ihre eisgrauen Haare, zu denen sie sich als knapp 50-Jährige nicht unbedingt hätte bekennen müssen, unterstrichen das Selbstbewusstsein einer Frau, die sich in der immer noch männlich dominierten Raubtierwelt der Vorstandsetagen behauptet hatte.

Geschickt leitete sie zu meiner Arbeit über. "Also, Herr C., ich wollte Ihnen zunächst einmal sagen, wie zufrieden wir mit Ihrer Arbeit sind. Einen Mitarbeiter, der gleichzeitig so gewissenhaft und so kompetent ist, findet man selten!"

Natürlich hätte es mich misstrauisch machen müssen, dass sie ihre Ausführungen mit einem so überschwänglichen Lob meiner Arbeitshaltung begann. Damals aber habe ich mir darüber gar keine Gedanken gemacht. Es war mir einfach nur angenehm, dass das Gespräch in einer ganz anderen Atmosphäre ablief, als ich

befürchtet hatte. Außerdem ist es schließlich niemandem unangenehm, gelobt zu werden.

"Nun, Herr C.", fuhr Frau Zimmermann fort, "Sie wissen ja selbst, dass unsere Firma sich zur Zeit in einer nicht ganz einfachen Situation befindet. Die gesamtwirtschaftliche Lage, die ungünstige Zinspolitik ... Aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu erklären!"

"Ja", stimmte ich ihr zu, "für eine Versicherung sind das wirklich keine rosigen Zeiten."

Die Managerin lächelte zufrieden. "Sehen Sie – ich wusste ja, dass wir uns verstehen!"

Meisterhaft verstand es Frau Zimmermann, mich in ihren Gedankengang einzubeziehen. Fast hatte ich das Gefühl, die Firmenstrategie selbst mit zu entwickeln, von der sie mir nun berichtete.

Meine Vorgesetzte drückte den Rücken durch. Für einen Augenblick schien sie fast mit ihrem Bürostuhl zu verwachsen. "Als Konzern, der sich seiner Verantwortung für Mitarbeiter und Kunden bewusst ist, können wir es uns natürlich nicht leisten, die Dinge einfach laufen zu lassen", erklärte sie mir. "Proaktiv handeln – das war schon immer unser Motto!"

Ich nickte zustimmend.

Die Managerin sah mich fest an. "Und hier, mein lieber Herr C., kommen nun Sie ins Spiel. Wir denken, dass wir den neuen Anforderungen nur mit einer umfangreichen Umstrukturierung begegnen können. Dafür brauchen wir engagierte Mitarbeiter, die über die nötige Sachkompetenz, aber auch über die Flexibilität verfügen, die man für eine solche Neuausrichtung benötigt."

Mein Herz begann schneller zu schlagen: Stand hier etwa eine Beförderung an? War der Grund für das Gespräch tatsächlich ein ganz anderer, als ich angenommen hatte?

"Also, wenn es an mir liegen soll", versicherte ich, "ich bin zu allem bereit."

Sie lächelte mich zufrieden, zugleich aber auch ein wenig selbstgefällig an. Auch zeigte sie – wie mir heute scheint – eine Spur zu deutlich ihre Erleichterung über den Verlauf des Gesprächs. "Ich wusste doch, dass ich mich auf Sie verlassen kann! Dann darf ich also mit Ihrer Mitarbeit in der neuen Abteilung rechnen, die wir demnächst aufmachen werden?"

Ich stutzte – das ging mir dann doch ein wenig zu schnell. "Grundsätzlich gerne. Aber wie genau wird denn meine neue Arbeit aussehen?"

An diesem Punkt legte Frau Zimmermann die Maske des Jovialen ab und schaltete wieder auf ihren nüchternen Geschäftston um. "Momentan sind wir noch im Planungsstadium. Es gibt aber eine Koordinierungsgruppe, die Ihnen alle weiteren Fragen beantworten wird. Am besten wenden Sie sich an Herrn Eberle, den Gruppenleiter."

Darauf erhob sie sich leicht von ihrem Stuhl und gab mir so das Zeichen zum Aufbruch. Das Ziel des Gesprächs war erreicht, es gab keinen Grund, weitere Zeit zu vergeuden. Als ich mich zur Tür wandte, spürte ich deutlich ihren Blick in meinem Rücken – diesen mir nur allzu bekannten Blick, der nach etwas suchte, das nicht zu finden war.

Geschichte eines Schattenverlusts/19



Sonntag, 6. August

Don Quijote, der edle Cyber-Ritter

Die ersten Mails von Leuten, die mir Mut zusprechen wollen, sind eingetroffen. Daneben Post von der Drogenaufsicht, wegen meiner Kokainzeile – die sind mir also tatsächlich auf den Leim gegangen!

Ich beginne, eine gewisse Exhibitionistenlust zu empfinden. Vielleicht sollte ich mir eine eigene Website zulegen, womöglich auch eine Schutzgebühr fürs Mitlesen erheben oder Werbung auf meiner Seite platzieren. Wenn mir ja sowieso alle beim Schreiben über die Schulter schauen, kann ich doch wenigstens ein bisschen Geld damit verdienen. Warum eigentlich nicht – andere machen das schließlich auch!

Hi Fans, hier ist euer Don-Quijote-Surfer, genannt Doki! – Ihr wisst ja, wie's geht: nur die Kreditkartennummer ins kleine

weiße Kästchen eintragen, auf "O.K." klicken, und los geht's mit den unwahrscheinlichen Abenteuern von Doki the super bog!

Oder erlangt man mittlerweile eher wieder mit leiseren Tönen Aufmerksamkeit, wie früher bei den Öffentlich-Rechtlichen?

Guten Abend, meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich begrüße Sie ganz herzlich zu einer neuen Folge unserer beliebten Serie *Don Quijote, der edle Cyber-Ritter*.

Wenn Sie wissen möchten, wie die Geschichte weitergeht, brauchen Sie nur die Nummer Ihrer Kreditkarte in das Blümchen in der Bildmitte einzugeben – in jedes Blättchen eine Nummer! Dann drücken Sie auf "Bestätigen", und schon sind Sie mitten im Reich der wundersamen Abenteuer unseres wackeren Helden!

Spielereien, ich weiß ... Aber ich kann mich auch kaum noch auf meine Rekonstruktionsarbeit konzentrieren. All das ist doch längst von den Ereignissen der letzten Tage in den Schatten gestellt worden. (Dass ich diese Redewendung noch einfach so benutzen kann ...) Und wer weiß, was morgen alles auf mich zukommt, wenn ich zu dieser ominösen S.E.S. muss!

Im Vergleich dazu kommt mir plötzlich alles, was damals geschehen ist, ganz unwichtig vor. Im Rückblick muss ich sagen: Die Dinge folgten einer Logik, die sich fast zwangsläufig aus dem ergab, was geschehen war. Unter den gegebenen Umständen konnte es gar nicht anders kommen, auch wenn mir das damals noch nicht bewusst war.

19. Im Abseits

Dass man mir mit der Versetzung in die neue Abteilung nicht unbedingt eine Wohltat erweisen wollte, ist mir ziemlich schnell klar geworden. Zwar hat es mich anfangs erleichtert, nicht mehr mit den Kollegen meiner Gruppe zusammenarbeiten zu müssen. Schließlich waren sie ja alle (bis auf Lina) Zeuge meines peinlichen Auftritts am Tag nach dem Betriebsausflug geworden. Aber ich hätte mir eigentlich denken können, dass sich so etwas rasch herumspricht.

So begegnete man mir in der neuen Abteilung mit derselben distanzierten Neugier und gekünstelten Normalität wie in meinem alten Team. Besonders unangenehm war mir, dass sich mein neuer Arbeitsplatz an einer Art Knotenpunkt befand, wo sich die Hauptwege durch das Großraumbüro kreuzten. Dadurch liefen andauernd Kollegen an mir vorbei, die – wie mir schien – stets verstohlen zu mir hinsahen.

Natürlich kann ich nicht mit Sicherheit sagen, ob man mir diesen exponierten Computerarbeitsplatz absichtlich zugewiesen hat. Tatsache ist jedoch, dass ich an ihm einerseits ständig unter Beobachtung stand, andererseits aber selbst kaum die Möglichkeit hatte, mit anderen zwanglos Kontakt aufzunehmen.

Da die Hauptwege das Großraumbüro in diagonaler Richtung durchschnitt, war mein Arbeitsplatz nach vorne hin dreiecksförmig zugeschnitten. Erst dahinter waren die Stellwände so angeordnet, dass sich die Arbeitsplätze zu kleinen Gruppen zusammenfügten.

Auch von der eigentlichen Arbeit her brachte mir die Versetzung in die neue Abteilung nur Nachteile. Anders als ich nach dem Gespräch mit Frau Zimmermann angenommen hatte, hatte man

meine Kompetenzen nicht etwa erweitert, sondern beschnitten. Ich war nun – was früher nicht der Fall gewesen war – einem Controller zugeordnet, der meine Arbeit Tag für Tag überprüfte. Weil ich zu den anderen Mitgliedern meiner Gruppe kaum Kontakt hatte, fehlte mir der Vergleichsmaßstab, der es mir erlaubt hätte, die Beaufsichtigung meiner Arbeit richtig einzuschätzen. Subjektiv empfand ich das Verhalten des Controllers mir gegenüber jedenfalls als starke Belastung. Im Schnitt hatte er mindestens jeden zweiten Tag etwas an meiner Arbeit auszusetzen. Dabei handelte es sich in der Regel zwar nur um Bagatellen. Auf diese wies er mich jedoch stets in einem betont nachsichtigen Ton hin, mit dem er mir zu verstehen gab, dass man es von mir auch nicht erwarten könne, derartige Fehler zu vermeiden. Obwohl ich damals schon unter Schlafstörungen litt, bemühte ich mich, meinen früheren Arbeitsrhythmus beizubehalten. Schließlich wollte ich weder mir selbst noch anderen den Eindruck vermitteln, meine Arbeitsfähigkeit sei eingeschränkt. Eines Tages, als ich wie gewohnt um halb acht zu meinem Arbeitsplatz kam, fand ich diesen aufgeräumt vor wie schon lange nicht mehr. Ich bekam sofort ein schlechtes Gewissen, weil ich mich daran erinnerte, am Tag zuvor noch sehr lange in irgendwelchen Akten geblättert und diese dann nicht mehr an ihren Platz zurückgestellt zu haben. Sollte etwa die Putzfrau die Akten für mich weggeräumt haben?

Geschichte eines Schattenverlusts/20



Sonntag, 6. August, nachmittags

Ein Anruf von *Pleasant Work*

Das war vielleicht ein Schreck in der Morgenstunde! Ich sitze am Computer und bin ganz in meine Rekonstruktionsarbeit versunken, da beginnt es plötzlich aus den Lautsprechern am Monitor heraus zu dampfen. Es roch zwar nicht verbrannt – der Geruch erinnerte mich eher an Rosmarin und war mir eigentlich nicht unangenehm. Dennoch habe ich natürlich den Computer sofort ausgeschaltet.

Gerade als ich den Notdienst anrufen möchte, klingelt mein Handy. "Einen wunderschönen Sonntag wünsche ich Ihnen", säuselt es an meinem Ohr. "Mein Name ist Sandra Schuster, ich bin von *Pleasant Work* und wollte nur mal nachfragen, wie Ihnen unser Motivationsduft gefallen hat. Wir haben da nämlich gerade ein wirklich attraktives Angebot für Neueinsteiger ..."

Das war also der Grund für die seltsamen Computerdämpfe! So freundlich wie möglich erklärte ich der Dame, dass ich kein Interesse an ihrem Produkt hätte. Freundlichkeit provoziert in diesen Fällen allerdings immer intensives Nachhaken, so dass das Gespräch länger dauerte, als ich gehofft hatte.

Danach war mein Gedächtnisfaden erst mal durchtrennt. Ich musste in die Küche gehen und mich bei einer Tasse Tee beruhigen, ehe ich mich wieder an den Computer setzen konnte.

Aber wie konnte ein banales Telefonat mich derart aus dem Konzept bringen? Klar, der Anruf hatte mir mal wieder das Gefühl gegeben, dass mir jemand bei meiner Rekonstruktionsarbeit über die Schulter schaut. Aber da war noch etwas anderes, das ich mir nicht gleich eingestand: Das sonntägliche Kundengespräch erinnerte mich an mich selbst – an die Art, wie sich meine Arbeitsweise nach meinem Schattenverlust verändert hatte.

20. Error!

Nach der Versetzung in die neue Abteilung kam es öfter vor, dass ich abends länger im Büro blieb. Ich fühlte mich dann nicht so unter Beobachtung, wodurch ich viel konzentrierter arbeiten konnte als tagsüber.

Hinzu kam, dass es mir immer schwerer fiel, beim Bearbeiten der Anträge von den konkreten Menschen, um die es ging, abzusehen – ein Kardinalfehler für einen Sachbearbeiter bei einer Versicherung, weil das natürlich den Entscheidungsprozess nicht gerade vereinfacht. Manchmal rief ich abends sogar wildfremde Menschen an, von denen in den Unterlagen die Rede war, um mich mit ihnen über die in den Akten dokumentierten Vorkommnisse zu unterhalten.

Unter normalen Umständen hätte ich die Telefonate sicher nicht zur Gewohnheit werden lassen. Schließlich reagierten die Betroffenen darauf oft sehr misstrauisch – denn ich rief sie ja stets außerhalb der üblichen Bürozeiten an. Da sich jedoch meine Bekannten mittlerweile fast vollständig von mir zurückgezogen hatten, waren die Anrufe mir fast schon ein persönliches Bedürfnis. Wenn ich dann spätabends nach Hause ging, war ich in der Regel zu müde zum Aufräumen. Deshalb mussten die Putzfrauen morgens, beim Saubermachen, um die Akten auf meinem Tisch herumwischen.

Dies hatte schon einige Male zu Beschwerden geführt, zumal so ja auch Unterlagen verloren gehen oder in falsche Hände geraten konnten. Manchmal war die fehlende Ordnung auch für mich selbst lästig. Dies war vor allem dann der Fall, wenn die Putzfrauen die Akten selbst übereinanderstapelten und zur Seite schoben. Dann brauchte ich immer einige Zeit, um mich selbst wieder darin zurechtzufinden.

Eines Morgens aber fand ich meinen Schreibtisch komplett verwaist vor. Nur der Computer stand noch an seinem Platz, die Akten waren entfernt worden. Hatten die Putzfrauen sie nur verlegt? Oder war das eine gezielte Maßnahme, um mich zu einem sensibleren Umgang mit den Unterlagen zu erziehen?

Ich beschloss, der Sache später nachzugehen und zunächst meine Mails zu checken. Wie gewohnt gab ich mein Passwort ein. "ERROR!" fuhr mich der Computer an. Ein zweiter Versuch, eine erneute Abfuhr: "ERROR!" Der Computer beharrte darauf, mich nicht zu kennen.

Vielleicht eine Systemumstellung, dachte ich. Ein vorsichtiger Blick auf die Kollegen zeigte mir jedoch, dass bei ihnen alles sei-

nen gewohnten Gang ging. Das Problem musste also mit meinem eigenen Computer oder mit meinem Passwort zusammenhängen. Eine Zeit lang versuchte ich noch auf verschiedenste Weise, den Computer zu überlisten. Dabei hätte ich eigentlich wissen müssen, dass er unbestechlich ist. Schließlich überwand ich meine Scheu und bat einen Kollegen um Rat.

Gelangweilt zuckte er mit den Schultern: "Bei mir ist alles wie immer. Frag doch den Controller, was los ist!" Damit wandte er sich wieder seiner Arbeit zu.

Ausgerechnet an dem Morgen kam der Controller erst später ins Büro. Als ich ihn auf mein Problem ansprach, tat er zerstreut: "Ach, entschuldigen Sie! Das habe ich doch glatt vergessen. Heute ist so viel los, ich weiß gar nicht, wo mir der Kopf steht ..."

"Was genau haben Sie vergessen?" bohrte ich nach.

"Nur eine kleine Rationalisierungsmaßnahme", erklärte er mir. "Nichts von Bedeutung."

Ich sah ihn bestürzt an. "Was soll das heißen: eine Rationalisierungsmaßnahme? Bin ich etwa entlassen?"

"Aber nein", wehrte er ab, "wo denken Sie hin! Wir mussten nur Ihren Arbeitsplatz anders einplanen. Genaue Instruktionen kann ich Ihnen aber erst morgen geben – das Koordinierungsteam tagt erst heute Nachmittag. Wissen Sie was? Nehmen Sie sich doch einfach für den Rest des Tages frei: Sie haben ja sowieso noch Überstunden abzufeiern!"

Am nächsten Tag saß ein neuer Kollege, den ich bislang noch nie gesehen hatte, auf meinem Platz. Auf meine Frage, wo und wie man mich künftig einzusetzen gedenke, vertröstete mich der Controller auf den nächsten Tag. Er sei leider noch nicht dazu gekommen, sich mit meiner Angelegenheit zu befassen. Am nächsten Tag vertröstete er mich wieder auf den folgenden Tag, dann

abermals auf den nächsten, den übernächsten Tag, und so ging es eine geschlagene Woche lang weiter.

Am Ende war es mir schier unerträglich, nicht nur tagtäglich umsonst ins Büro zu kommen, sondern dort auch noch die ganze Zeit untätig herumstehen zu müssen. Schließlich schickte man mich ja keineswegs nach Hause. Vielmehr war ich dazu verurteilt, mich von morgens bis abends nutzlos zwischen den Arbeitsplätzen der Kollegen herumzutreiben. Meistens stand ich in einer Ecke in der Nähe des Controllers, dem es hin und wieder einfiel, mir gönnerhaft kleinere, unbedeutende Aufgaben zu übertragen.

Auf die Dauer war dieser Zustand nicht auszuhalten. Ich ging zum Arzt, der Arzt schrieb mich krank, zunächst für eine Woche, dann für noch eine, schließlich – weil ich in der Tat unter massiven Schlafproblemen und mittlerweile auch unter Herzrhythmusstörungen litt – gleich für zwei weitere Wochen.

Auf meine dritte Krankmeldung hin rief mich Herr Eberle, der Abteilungsleiter, an: Ich sei wohl sehr krank, das tue ihm leid, übrigens, der Controller habe ihm von meiner Situation erzählt, vielleicht sei es doch das Beste, man trenne sich voneinander, im Guten natürlich, er könne mir auch noch eine Abfindung in Höhe eines vollen Monatsgehalts zusagen, das sei überhaupt kein Thema, schließlich habe ich mich ja immer mit großem Engagement meiner Arbeit gewidmet, von der Personalakte her sei nichts zu beanstanden, usw.

Er brauchte mich nicht lange zu überreden. Ich hatte mittlerweile selbst eingesehen, dass es so nicht weitergehen konnte. Drei Tage später lag die Kündigung in meinem Briefkasten.

Bei der Schattenermittlungsstelle/1



Montag, 7. August

Heute Morgen war ich bei der Schattenermittlungsstelle. Ob sich dadurch nun alles verändert hat? Ich weiß es nicht ... Jedenfalls war alles noch viel schlimmer, als ich es mir vorgestellt hatte. Vielleicht sollte ich mir doch das Angebot von Shadow Colours noch einmal genauer anschauen.

1. Die Vorladung

Es dauerte eine Weile, bis ich das Gebäude fand, in dem die Schattenermittlungsstelle untergebracht ist. Dabei führte mich die auf der Vorladung angegebene Adresse geradewegs ins Zentrum der Stadt, zu Orten, an denen ich schon etliche Male vorbeigegangen war, ohne dass ich jemals von der S.E.S. Notiz genommen hatte. Aber das ist ja an sich nichts Besonderes. Schließlich gibt es Ämter mit den absonderlichsten Zuständigkeiten, um

die man sich einfach nicht weiter kümmert, solange man nichts mit ihnen zu tun hat.

Ich fand die S.E.S. schließlich in einer Seitenstraße, die ich zuvor schon durchquert hatte, ohne die Behörde zu entdecken. Dies lag daran, dass die S.E.S. nur durch eine Toreinfahrt zu erreichen war, die auf einen dunklen Hinterhof führte. Zwar wies neben der Toreinfahrt ein Schild auf die S.E.S. hin, doch war dieses von derselben Farbe wie die Mauer, auf der es angebracht war. Deshalb hatte ich es zunächst übersehen.

Über den Hinterhof gelangte ich zu einem von außen völlig unscheinbaren Gebäude, an dem hier und da bereits der Putz abbröckelte. Die Fenster im Erdgeschoss und im ersten Stock waren mit Gittern versehen. Hinter den meisten Fensterscheiben waren Vorhänge vorgezogen.

Vor dem Haus befand sich ein kleiner, kastenförmiger Bau, der schon von weitem als Pförtnerhäuschen zu erkennen war. Als ich daran vorbeigehen wollte, rief mich von innen ein uniformierter Mann an: "He! Darf man fragen, wo Sie hinwollen?"

"Entschuldigung", antwortete ich verduzt. "Ich wusste ja nicht, dass man sich hier anmelden muss. Ich habe für heute einen Termin bei ..."

"Zeigen Sie mal die Vorladung her!" knurrte der Mann.

Glücklicherweise hatte ich das Schreiben mitgenommen. Der Pförtner schien jeden Buchstaben einzeln zu studieren. "Erster Stock, zweite Tür rechts!" blaffte er schließlich durch die Sprechluke. Dann verschloss er diese wieder und wandte sich seinem Kollegen zu, der hinter ihm gelangweilt in der Ecke saß.

Von innen wirkte das Gebäude wie eine ehemalige Kaserne. Die Gänge waren sehr lang und wurden von altmodischen Funzeln beleuchtet, die in regelmäßigen Abständen von der leicht ge-

wölbten Decke herabhingen. Zwischen den Türen, die zu den Büros der Beamten führten, standen wacklige Holzbänke, auf denen ein paar müde aussehende Gestalten saßen. Ich begab mich zu der mir genannten Tür im ersten Stock und wollte gerade anklopfen, als mich – gerade noch rechtzeitig – ein hinter mir sitzender Mann davon abhielt.

"Sie müssen erst eine Nummer ziehen", belehrte er mich, ohne zu mir aufzusehen.

Es war so still auf dem Gang, dass ich unwillkürlich zusammenfuhr. "Eine Nummer?" fragte ich, indem ich mich zu ihm umdrehte.

Er hob den rechten Arm, mit dem er sich auf sein Knie gestützt hatte, und wies auf einen grauen Kasten, der sich etwa in der Mitte des Gangs befand. "Da vorne", brummte er. Dann ließ er den Arm wieder auf sein Knie fallen.

Tatsächlich hing neben dem Kasten ein Schild von der Decke: "Bitte ziehen Sie eine Nummer und warten Sie dann, bis Ihre Nummer aufgerufen wird!" Schuldbewusst ließ ich mir von dem Kasten einen Zettel ausspucken und ging dann zu der Tür zurück, vor der der Mann saß. Da er keinen sehr geschwätzigen Eindruck machte, lehnte ich mich lieber neben ihm an die Wand. Irgendwie war er mir nicht ganz geheuer.

"Auch ohne Schatten?" fragte er nach einer Weile.

Ich blickte zu ihm herüber. Das Licht war sehr schwach – wohl deshalb fiel mir erst jetzt auf, dass er ebenso schattenlos war wie ich. Als ich ihn genauer betrachtete, empfand ich einen tiefen Schrecken, wie jemand, der an einer schweren Krankheit leidet und einen anderen Menschen trifft, bei dem dieselbe Krankheit schon ein fortgeschrittenes Stadium erreicht hat.

Ich beschränkte mich darauf, die Frage mit einem schwachen Nicken zu beantworten. Es sollte abweisend wirken, denn ich verspürte nicht die geringste Lust, mich auf ein längeres Gespräch mit dem Mann einzulassen.

Dieser aber hatte gar nicht zu mir aufgeblickt und redete einfach weiter, ohne auf meine Reaktion zu achten. "Ist Ihre erste Vorladung, was? Ich bin schon das fünfte Mal hier – ohne jedes Ergebnis! Schattenermittlungsstelle ... Ha! Dass ich nicht lache!"

Er griff in seine Hosentasche und holte ein Kaugummipäckchen heraus. Nachlässig hielt er es mir hin: "Auch eins?"

"Nein, danke", murmelte ich.

Umständlich holte er einen Streifen aus der Packung und befreite den Kaugummi von der Papierhülle, die er achtlos auf den Boden warf. "Sie haben wohl gar keine Vorstellung davon, was Sie hier erwartet?" fragte er mich dann, genüsslich schmatzend.

Ich schüttelte den Kopf. "Nein – ich habe ja auch nur eine kurze Mitteilung bekommen."

"Meinst du, die hätten uns andern groß erklärt, was sie mit uns vorhaben?" Er winkte ab. "Das ist doch gerade der Trick! Sie reden immer nur in Andeutungen, und also kannst du's ihnen nie recht machen. Dafür müsstest du schon ihre Gedanken lesen können."

Es störte mich, dass er mich plötzlich duzte. Das hatte etwas Komplizenhaftes an sich, und ich wollte mich auf keinen Fall mit diesem Kerl gemein machen. So entgegnete ich kühl, gegen meine eigene Überzeugung: "Vielleicht machen die Leute hier ja nur ihre Arbeit. Schließlich ist es nun einmal ihre Aufgabe, über die Einhaltung der Gesetze zu wachen!"

"Na, du wirst ja sehen", gab er achselzuckend zurück, während er weiter seinen Kaugummi bearbeitete. Dann stützte er wieder den Kopf auf seinen Arm und starrte die Wand an.

Schweigend verharrten wir nebeneinander. Nun war nichts mehr zu hören als das Vorrücken der Zeiger auf der großen Uhr, die am Ende des Gangs an der Wand hing. Ich wunderte mich, dass aus den Zimmern kein Geräusch auf den Flur drang.

Außerdem verstand ich nicht, warum wir so lange warten mussten. Die Person, die vor uns aufgerufen worden war, musste ihre Angelegenheiten doch längst geregelt haben. So lange konnten die Gespräche da drinnen doch unmöglich dauern!

Eine Dreiviertelstunde später öffnete sich die Tür zu dem Zimmer rechts neben dem Büro, vor dem ich und der Mann warteten. Heraus trat eine gebeugte Gestalt in zerlumptem Mantel, die sich rasch entfernte. Im Vorübergehen traf mich ein unruhig flackerner Blick. Betroffen sah ich der Gestalt hinterher – ob ich meinen Nebenmann vorhin auch so angesehen hatte?



Bei der Schattenermittlungsstelle/2



Dienstag, 8. August

Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, mit der Schreibearbeit an meine Grenzen zu stoßen. Schon beim Gedanken an das, was mir gestern widerfahren ist, bricht mir der Schweiß aus. Das Wort "Schattenermittlungsstelle" reicht aus, um mein Herz aus dem Takt zu bringen.

Soll ich mit der Beschreibung der Ereignisse besser noch ein bisschen warten? In ein paar Tagen empfinde ich sie vielleicht nicht mehr als so belastend. Dann wird es mir womöglich leichter fallen, mich ihnen zu stellen. Andererseits kann ich mich an die Details natürlich umso besser erinnern, je kürzer sie zurückliegen.

Am besten gefällt mir die dritte Alternative: einfach gar nichts mehr aufzuschreiben. Aber das bringe ich jetzt, nachdem ich mich nun einmal in meiner Schreibwelt eingerichtet habe, auch nicht mehr fertig. Das ist eben der Preis, wenn man sich zum Helden seiner eigenen Geschichte macht!

2. Das Schattenverlustformular

Kurz nachdem der Mann, mit dem ich auf dem Flur der Schattenermittlungsstelle gewartet hatte, aufgerufen worden war, hatte sich abermals die Tür zum Nebenzimmer geöffnet. Eine Frau in einem dunkelblauen Kostüm trat auf mich zu. "Nummer 487?" fragte sie.

"Ja", sagte ich erleichtert. Endlich hatte das Warten ein Ende!

"Sind Sie das erste Mal bei uns?" erkundigte sie sich.

"Ja, ich habe letzte Woche ..."

"Dann müssen Sie erst noch dieses Formular hier ausfüllen", unterbrach sie mich. "Schreiben Sie bitte nur mit Druckbuchstaben und drücken Sie dabei fest auf, damit man auch die Durchschläge gut lesen kann." Damit verschwand sie wieder in ihrem Reich jenseits der Tür.

Eines wurde mir sofort klar, als ich mich dem Formular zuwandte: Geheimnisse waren in der Welt der Schattenermittlungsstelle nicht vorgesehen! Alles musste offengelegt werden, jedes Detail war wichtig.

Gleich die erste Frage auf dem Blatt – die "Angaben zur Person" betreffend – bereitete mir Kopfzerbrechen. Denn hier musste auch das "Datum des Schattenverlustes" vermerkt werden. Sollte ich das wahrheitsgemäß angeben? Schließlich hatte der S.E.S.-Beauftragte mich bei seinem Besuch ja darüber aufgeklärt, dass mich die – in meinem Fall offenbar ungewöhnlich hohe – Überschreitung der gesetzlich vorgeschriebenen Meldefrist für den Schattenverlust teuer zu stehen kommen würde.

Was dieser selbstgerechte Denunziant wohl in seiner Meldung geschrieben hatte? Vielleicht war er ja gar nicht so gut informiert, wie er tat! Es mag töricht gewesen sein, hierauf seine Hoffnung

zu setzen. Angesichts des mir drohenden Gebührenbescheids blieb mir aber im Grunde gar nichts anderes übrig, als die Spalte zunächst frei zu lassen.

Die nächste Frage betraf die minimale und maximale Ausdehnung des Schattens – eine in meinen Augen völlig unverständliche Frage! Wer vermisst denn schon seinen Schatten bei unterschiedlicher Lichteinstrahlung, ja, wer schenkt ihm überhaupt Beachtung, solange er ihn als selbstverständlichen Teil des eigenen Daseins betrachtet?

Zwar verlangte das Formular dem Ausfüllenden nur "Schätzwerte" ab, aber auch damit konnte ich beim besten Willen nicht dienen. Nicht anders verhielt es sich mit der Frage nach den "besonderen Merkmalen" des Schattens, an die ich mich ebenfalls – sofern es sie überhaupt gegeben haben sollte – nicht erinnern konnte.

Weitere Fragen sollten offenbar die erbliche Seite der Angelegenheit klären helfen. So wurde nach früheren Fällen von Schattenverlust in der Familie – mütter- und väterlicherseits – gefragt, und man sollte angeben, inwieweit von näheren und ferneren Verwandten Schattenverlustängste geäußert worden seien.

In eine ähnliche Richtung wies die Frage nach "besonderen Vorkommnissen", die womöglich dem Abhandenkommen des Schattens vorausgegangen wären. Hier wurde man aufgefordert, auch scheinbare Banalitäten auf Abweichungen von der Norm zu prüfen, da nur auf diese Weise der Fall zur Zufriedenheit aller Beteiligten bearbeitet werden könnte.

Schließlich war auch noch eine Erklärung darüber abzugeben, ob man seit dem Verlust des Schattens von behelfsmäßigen Schattenkonstruktionen – wie "Schattenprothesen", "Schattenattrappen" oder "Scheinschatten" – Gebrauch gemacht bzw. hierüber

Informationen eingeholt habe. Sicherheitshalber kreuzte ich hier "Nein" an, da ich nicht wusste, ob dies vielleicht strafbar wäre. Dabei hatte ich noch nicht einmal das Gefühl zu lügen, denn schließlich war ich ja nicht von mir aus an Shadow Colours herangetreten. Insofern konnte man auch nicht sagen, dass ich Informationen über die Dienste dieser Firma "eingeholt" hätte.

Kurz nachdem ich mit dem Ausfüllen fertig war, trat die dunkelblaue Dame wieder auf den Gang und fragte mich, ob sie das Formular mitnehmen könne. Als ich es ihr überreichte, blieb sie zunächst noch eine Zeit lang vor mir stehen und überflog meine Angaben.

"Das Datum des Schattenverlusts fehlt noch", bemerkte sie streng.

"Tut mir leid", bedauerte ich, mein Herzklopfen überspielend, "daran kann ich mich nicht mehr genau erinnern."

Die Dame warf mir einen abschätzigen Blick zu, vermerkte irgendetwas auf dem Formular und verschwand dann wieder hinter ihrer Tür.

Als endlich mein Mit-Schattenloser aus dem Büro trat, hatte ich schon über anderthalb Stunden gewartet. Noch ehe der Mann die Tür hinter sich schloss, steckte er sich einen neuen Kaugummi in den Mund und schnippte die Papierhülle auf den Boden.

"Was fällt Ihnen ein? Unsere Behörde ist doch kein Mülleimer!" hallte es empört aus dem Büro.

Der Mann grinste mich mit derselben Komplizenhaftigkeit an wie vorhin, als er mich auf einmal geduzt hatte. Ich wich seinem Blick aus, da ich auf keinen Fall mit diesem Provokateur in einen Topf geworfen werden wollte. Schließlich hatte ich auch so schon genug Probleme.

Bei der Schattenermittlungsstelle/3



Dienstag/Mittwoch, 8./9. August

Schon bald Mitternacht – und es gelingt mir partout nicht, einzuschlafen! Sobald ich die Augen schließe, habe ich den Eindruck, als würde jemand einen Scheinwerfer einschalten und ihn direkt auf meine Augen richten. Oder vielmehr: als würde er ihn unter meinen Augenlidern anbringen, so dass sich das Licht unmittelbar in meine Pupillen brennt.

Aus der Brandung des Lichts formt sich dann eine durchdringende Stimme. Im Halbschlaf kommt es mir so vor, als würde sie sich materialisieren. Flackerndes Wellenhaar umgibt sie wie einen Racheengel. Und sobald sie mich erreicht, verwandelt sie sich in ein Lichtschwert, das mir glühend in die Kehle fährt.

Es hilft alles nichts: Ich muss mich dem Verhör durch den Schattenermittlungsbeamten stellen. Ich muss versuchen, die Befragung von der alptraumhaften Form zu lösen, die sie in meiner Erinnerung angenommen hat. Wenn ich das Verhör schreibend nicht bewältige, wird es mich am Ende, alle Formen sprengend, von innen heraus überwältigen.

3. Verhör durch den Schattenermittlungsbeamten

Nachdem ich das Schattenverlustformular abgegeben hatte, musste ich noch einmal eine gute Viertelstunde lang warten. Dann blinkte endlich die Nummer 487 auf. Als ich anklopfte, ertönte ein Summton, und ich konnte eintreten.

Das grelle Licht, das mir drinnen entgegenslug, ließ mich unwillkürlich die Augen schließen. Die plötzliche Helligkeit stand in schmerzhaftem Gegensatz zu dem schummrigen Licht, in das der Gang vor den Büros getaucht war. Außerdem hatte ich es ja schon seit Monaten vermieden, mich einer hellen Lichtquelle auszusetzen.

"Theo C.?" sprach mich jemand wie durch einen leuchtenden Nebel hindurch an.

"Ja, das bin ich." Ich blinzelte in das auf mich einflutende Licht, konnte aber niemanden erkennen.

"Bitte setzen Sie sich." Ich trat einen Schritt vor und sah mich in dem Raum um. Da sich meine Augen nun allmählich an die veränderten Lichtverhältnisse gewöhnten, konnte ich einen Schreibtisch und davor einen niedrigen Stuhl erkennen. Blinzeln tastete ich mich zu ihm hin.

"Ich darf Sie bitten, sich zunächst zu Ihrer Person zu äußern", forderte mich eine körperlose Stimme auf.

"In welcher Weise?" fragte ich in den Lichtnebel hinein.

"Nur allgemeine Angaben, bitte", befahl die Stimme.

Die Aufforderung erschien mir sinnlos, da ich ja alles Wissenswerte schon dem Formular anvertraut hatte. Dennoch kam ich ihr anstandslos nach. Das grelle Licht hatte eine einschüchternde Wirkung auf mich. Außerdem verunsicherte es mich, dass ich die

hinter dem Schreibtisch sitzende Person nur schemenhaft erkennen konnte.

"Sie haben hier unvollständige Angaben gemacht", stellte die Stimme fest, nachdem ich mich "zu meiner Person" geäußert hatte. "Ich nehme an, Sie sind sich darüber im Klaren, dass wesentlich unterschlagene Informationen sehr unangenehme Folgen für Sie haben können?"

"Ja, natürlich." Der Schweiß trat mir auf die Stirn – nicht nur wegen der auf mich gerichteten Verhörleuchte.

Das Rascheln von Papier war zu hören. Dann folgte der nächste verbale Hieb: "Die Durchsicht der Videobänder von unseren in Lumenberg und Hadderstetten installierten Kameras hat ergeben, dass der Verlust Ihres Schattens auf die Nacht vom 18. auf den 19. November letzten Jahres zu datieren ist. Wollen Sie ernsthaft behaupten, dass Sie sich daran nicht mehr erinnern können?"

"Ich ... Also, all diese Ereignisse ...", stammelte ich. "Das ist alles schon so lange her ..."

In schneidendem Ton konstatierte die Stimme: "Dass es schon sehr lange her ist, ist auch uns nicht entgangen. Glücklicherweise haben wir einige sehr engagierte Mitarbeiter, die uns auf Ihren Fall aufmerksam gemacht haben. Sie sind ja nun schon seit über acht Monaten schattenlos! Warum haben Sie denn den Verlust nicht gleich zur Anzeige gebracht? Einmal abgesehen von den gesellschaftlichen Folgekosten, die ein Fall wie der Ihre verursacht, muss das Ganze doch auch für Sie selbst sehr unangenehm sein."

Hörte ich da einen Hauch von Fürsorglichkeit aus der Stimme heraus? Oder war das nur ein Köder, um mich dazu zu bringen, mich dem Arm des Gesetzes zu unterwerfen? Verunsichert stotterte ich: "Da haben Sie natürlich Recht, aber ... ich wusste doch

gar nichts von der Existenz Ihrer Behörde, und es hat mich auch niemand über die Pflichten aufgeklärt, die ..."

Die Stimme nahm einen spöttischen Klang an: "Nicht über die Pflichten aufgeklärt? Ja, lesen Sie denn keine Zeitung? Interessieren Sie sich nicht für die Gesetze Ihres Landes? Sollen wir etwa von Haustür zu Haustür gehen und jeden Bürger einzeln über seine Rechte und Pflichten aufklären?"

Ich gab mich schuldbewusst: "Nein, natürlich nicht – ich wollte damit ja nur sagen, dass ich das Gesetz nicht absichtlich gebrochen habe."

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Ich hörte ein Geräusch wie das Aufschlagen eines Stiftes auf eine Hand. In seiner Ungeduld kontrastierte es auffallend mit dem gleichmäßigen Klappern einer Tastatur, das aus einer für mich nicht einsehbaren Nische neben dem Schreibtisch drang.

Offenbar war dort eine Sekretärin oder Assistentin damit beschäftigt, meine Aussagen zu protokollieren. Da zusätzlich ein Tonbandgerät mitlief, um meine Äußerungen bis ins letzte, nur per Verstärker wahrnehmbare Wimmern meiner Stimme hinein aufzusaugen, erschien mir dies als fast schon luxuriös übersteigerte Perfektion.

"Und über die Schattenkonstellation in Ihrer Verwandtschaft können Sie uns also auch nichts mitteilen?" fragte die Stimme weiter.

"Nein, sonst hätte ich es ja in das Formular eingetragen", entgegnete ich leicht gereizt.

"Sie werden verstehen, dass wir einige Zweifel an Ihrer Auskunftswilligkeit hegen. Aber Sie müssen ja selbst wissen, was Sie tun!" Es klang wie eine Drohung.

Etwas bewegte sich hinter dem Schreibtisch. Ich hoffte, das Verhör könnte – bedingt durch meine unbefriedigenden Auskünfte – vielleicht schneller beendet sein als bei den vor mir befragten Personen. Leider war jedoch das Gegenteil der Fall.



Bei der Schattenermittlungsstelle/4



Mittwoch, 9. August

Ein Schattentraum

Heute Nacht ein seltsamer Traum: Ich spaziere mit Lina über eine weite Ebene. Es ist Abend, wir gehen der Sonne entgegen, und plötzlich spüre ich: Etwas ist anders. Ich schaue zu Lina herüber, aber ich kann ihr Gesicht nicht erkennen, das Sonnenlicht ist zu grell. Da drehe ich mich um – und sehe, dass ich wieder einen Schatten habe. Einen langen, dunklen Streifen, der fest an meinen Sohlen klebt.

Eine unendliche Erleichterung durchströmt mich: Endlich bin ich wieder in der Welt verwurzelt, endlich kann auch ich wieder eintauchen in das alles verbindende Meer der Schatten!

Im selben Augenblick aber spüre ich, wie der Schatten sich von meinem Körper löst. Er erhebt sich hinter meinem Rücken, das

schräge Sonnenlicht hat ihn großgefüttert, er überragt mich um Längen. Schweigend beugt er sich über mich. Und während sein kalter Hauch wie ein körperloser Finger über meine Haut streicht, weiß ich plötzlich: Er wird mich zusammen mit Lina in einen Abgrund reißen, aus dem es für uns beide kein Entrinnen geben wird.

Das ist alles nur die Schuld dieser Schattenermittlungsstelle. Jetzt verfolgt mich ihre heimtückische Bürokratie schon in meine Träume!

4. Die Schattenvermessung

Als die Befragung beendet war, wandte die Stimme hinter der Verhörlampe sich an die Assistentin, die meine Aussagen protokolliert hatte.

"Frau Hampel", ordnete die Stimme an, "Sie können nun mit der Schattenvermessung beginnen. – Und Sie, Herr C.", wurde ich angewiesen, "tun bitte alles, was meine Kollegin Ihnen sagt. Etwas mehr Kooperation von Ihrer Seite aus scheint mir dringend geboten und würde sich auch sehr positiv auf die Bewertung Ihres Falles auswirken. Momentan gestaltet sich diese – das muss ich Ihnen ganz offen sagen – sehr ungünstig für Sie."

Die Assistentin erhob sich von ihrem Platz neben dem Schreibtisch, ging auf mich zu und berührte mich leicht am Rücken. "Kommen Sie bitte mit", forderte sie mich leise, aber bestimmt auf.

Ich wurde in einen Nebenraum geleitet, in dem es zu meiner Erleichterung fast ganz dunkel war. Nur in einer links von mir gelegenen Ecke leuchtete ein rotes Kontroll-Lämpchen auf. Trotz der Dunkelheit bewegte sich die Assistentin mit großer Sicherheit da-

rauf zu. Offenbar gehörte dieser Weg für sie zu ihrer täglichen Routine. Im aus dem Bürozimmer dringenden Licht sah ich, wie sie sich einen weißen Kittel überstreifte und dann einen Lichtschalter betätigte.

An den Seiten des Raumes gingen nun mehrere Wandleuchten an, die den Raum in ein gleichmäßiges, aber immer noch angenehm gedämpftes Licht tauchten. Ich erkannte, dass ich mich in einem größeren Saal befand, der von seinen Ausmaßen her ein wenig an eine Turnhalle erinnerte.

Die Assistentin wies mich an, die Tür zum Büro zu schließen. "Ich darf Sie nun bitten, sich zu entkleiden", schnarrte sie dann im Ton einer Stewardess, die einen Fluggast zum Anlegen der Gurte auffordert. Sie zeigte auf eine Bank, die sich an der gegenüberliegenden Wand befand: "Dort drüben können Sie Ihre Kleider ablegen. Danach stellen Sie sich bitte auf das rote Feld in der Mitte des Raumes und warten weitere Instruktionen ab."

Ich war zu verwirrt, um Widerstand gegen ihre Anweisungen zu leisten. Außerdem brachte sie diese in einem so selbstverständlichen Ton vor, dass es mir selbst albern erschien, mich dagegen zu wehren. So begab ich mich zu der Bank und zog mich dort bis auf die Unterhose aus. Dann stellte ich mich in den roten Kreis in der Saalmitte.

"Ich muss Sie bitten, sich vollständig zu entkleiden. Eine ordnungsgemäße Durchführung der Schattenvermessung ist ansonsten nicht gewährleistet", belehrte mich die Assistentin über Lautsprecher. Offenbar befand sich hinter dem roten Lämpchen eine Art Kontrollraum, von dem aus man die Halle einsehen konnte. "Sie können versichert sein, dass die gesamte Untersuchung streng vertraulich behandelt wird."

Obwohl es mir im Innersten widerstrebte, leistete ich doch der Aufforderung Folge. Ich ging zu der Bank zurück, zog dort meine Unterhose aus und stellte mich – nun gänzlich unbekleidet – wieder in den rot umrandeten Kreis.

Kaum hatte ich dort Position bezogen, als auch schon die Wandleuchten erloschen. Stattdessen nahm mich ein über der Kontrolllampe angebrachter Scheinwerfer ins Visier. Er wurde kontinuierlich heller, während er gleichzeitig von der Assistentin exakt auf mein Gesicht ausgerichtet wurde.

"Heben Sie den Kopf ins Licht", forderte sie mich von dem Kontrollraum aus auf, als wollte sie ein Passfoto von mir machen. "Etwas höher – nein, nicht ganz so hoch – so ist's gut – jetzt den Kopf noch etwas zur Seite – Stopp! – nicht ganz so weit – jetzt bitte ganz ruhig stehen bleiben!"

Das Licht nahm nun noch einmal an Intensität zu. Zugleich hörte ich ein Surren wie bei einer Röntgenaufnahme. Der Scheinwerfer begann jetzt, mich – offenbar automatisch gesteuert – von oben bis unten abzutasten. Jede Faser meines Körpers wurde von ihm erfasst, nicht das kleinste Fältchen oder Härchen sparte er aus. Sobald er meine Brust erreicht hatte, fing er an, zusätzlich zu den vertikalen auch noch horizontale Tastbewegungen auszuführen. Quälend langsam strichen die Lichtfinger über meinen Körper.

Als der Scheinwerfer auf der Höhe meines Beckens angelangt war, vernahm ich wieder die Stimme der Assistentin: "Bitte heben Sie nun die Arme langsam nach oben. – Langsam! – Noch viel langsamer! – Fangen Sie noch einmal von vorne an. – Ja, so ist's besser! Jetzt die Arme langsam wieder runternehmen!"

Endlich erreichte der Scheinwerfer meine Füße. Damit war die Prozedur aber keineswegs – wie ich gehofft hatte – zu Ende. Vielmehr ging nun an der linken Wand ein weiterer Scheinwerfer

an, mit dem sich das Ganze noch einmal auf genau die gleiche Weise wiederholte.

Anschließend wurde ich von hinten und von der rechten Seite vermessen, danach von oben und schließlich noch von unten. Dafür musste ich die Beine leicht spreizen. Direkt unterhalb meines Geschlechts ging eine Klappe auf, aus der ein Scheinwerfer zu mir heraufleuchtete.

Es ging so weit, dass mir selbst die Prozedur unvollkommen erschien. Schließlich hätte man ja auch noch die Diagonale in die Messung mit einbeziehen oder diese überhaupt kreisrund durchführen können, um auch wirklich jeden möglichen Einfallswinkel des Lichtes zu berücksichtigen. Aber vielleicht war das ja – so musste ich plötzlich unter heftigem Herzklopfen denken – späteren Messterminen vorbehalten.

Die Stimme der Assistentin riss mich aus meinen Gedanken: "So, das war's auch schon", verkündete sie. "Sie können sich jetzt wieder ankleiden. Neben der Bank finden Sie ein frisches Handtuch, mit dem Sie sich abtrocknen können."

Mit diesen Worten schaltete sie die Scheinwerfer ab, und die Wandleuchten gingen wieder an. Obwohl das Licht nun viel indirekter war als zuvor, wurde ich mir erst jetzt wieder meiner Nacktheit bewusst. Ich kam mir vor wie ein Schauspieler, dem man mitten in der Vorstellung das Scheinwerferlicht abdreht, so dass er auf einmal in die erwartungsvollen Gesichter der Zuschauer blickt.

Bei der Schattenermittlungsstelle/5



Donnerstag, 10. August

Der Club der Dunkelmänner

Eine Mail von einem *Club der Dunkelmänner* (immerhin ein origineller Name für einen Zusammenschluss von Schattenlosen): Ob ich ihrer Vereinigung nicht beitreten wolle?

Zentrales Anliegen des Clubs ist es, sich gegenseitig zu einem offenen Bekenntnis zur eigenen Natur zu ermutigen. Schattenlosigkeit, so heißt es in der Mail, dürfe nicht als Makel angesehen werden, sondern müsse als Chance begriffen werden, die nicht nur den Betroffenen, sondern auch der Gesellschaft im Ganzen neue Möglichkeiten eröffne.

Deshalb wolle man die Rechte von Schattenlosen offensiv vertreten und sich durch gezielte Aktionen für eine Verbesserung von deren Situation einsetzen. Dafür solle auch der Begriff "Schat-

tenloser" von seinen negativen Konnotationen befreit und im Sinne der eigenen Anliegen neu besetzt werden.

Schattenlose aller Länder, vereinigt euch ... Ich weiß beim besten Willen nicht, was die gesellschaftliche Entwicklung mit dem Verlust eines Schattens zu tun haben soll. Es kommt mir so vor, als wollte da jemand vor seinen eigenen, ganz persönlichen Problemen fliehen, indem er sie auf eine allgemeine Ebene verschiebt.

Klar, niemand lebt im luftleeren Raum, alles hat irgendwie auch eine soziale Bedeutung. Dennoch kann ich mir nicht vorstellen, wie eine Vereinigung von Schattenlosen aussehen soll. Eine Armee von Don Quijotes – ist so etwas überhaupt möglich? Und was soll das bringen?

Aber für mich kommt das ja nun ohnehin alles zu spät. Seit ich bei der Schattenermittlungsstelle vorgeschrieben habe, werde ich das Gefühl nicht los, das Spiel verloren zu haben. Vielleicht hätte ich es ohnehin nie gewinnen können.

5. Das Brandmal

Es dauerte eine Weile, bis ich mich nach dem Ende der Schattenvermessung aus meiner Erstarrung lösen konnte. Mit schwankenden Schritten begab ich mich zu der Bank, auf der ich meine Kleider abgelegt hatte. Erst dort bemerkte ich, dass mein ganzer Körper schweißnass war.

Mechanisch griff ich nach dem Handtuch, auf das mich die Assistentin hingewiesen hatte, und trocknete mich ab. Dann zog ich langsam meine Kleider an. Der Stoff reizte meine Haut, als hätte jemand sie mit Sandpapier abgerieben.

Als ich gerade mein Hemd fertig zugeknöpft hatte, kehrte die Assistentin aus dem Kontrollraum zurück. Offenbar hatte sie dort

gewartet, bis ich vollständig angekleidet war. Sie ging quer durch den Saal, als bemerkte sie mich nicht. An der zum Bürozimmer führenden Tür hielt sie inne. "Bitte folgen Sie mir!" forderte sie mich auf. – Was hätte ich auch sonst tun sollen?

Im Büro war mittlerweile das Licht ausgeschaltet worden. Der Raum lag in einem gedämpften Tageslicht, das durch die zugezogenen Vorhänge drang. Anscheinend hatte der Beamte, der vorhin die Befragung durchgeführt hatte, nun Mittagspause. Auf seinem Schreibtisch lagen verstreut einige Unterlagen herum, dazwischen waren Stifte und einige Blätter mit Notizen zu erkennen.

In der Nähe des Fensters bemerkte ich einen kleinen, fahrbaren Computerschreibtisch, an dem vorhin wohl die Assistentin das Protokoll aufgenommen hatte. Die beiden Seitenwände waren fast vollständig von Aktenschränken bedeckt.

Hinter der Assistentin hertrottend, durchquerte ich den Raum. Im gegenüberliegenden Zimmer wurden wir schon von der Dame mit dem dunkelblauen Kostüm erwartet. Sie sagte nichts, blickte aber auffallend genug auf ihre Uhr, um uns zu verstehen zu geben, dass wir reichlich spät kämen. Offenbar hatte auch sie schon längst in die Mittagspause gehen wollen.

Ich war mir allerdings keiner Schuld bewusst. Schließlich lag es ja nicht an mir, dass sich die Schattenvermessung derart in die Länge gezogen hatte.

"Du kannst ihm jetzt den Wärmeabdruck abnehmen", sagte die Assistentin zu ihrer Kollegin. "Ich mach' dann Mittag." Damit verschwand sie.

Allein mit der dunkelblauen Dame, wurde ich von dieser zu einem Gerät in der hinteren Ecke des Raumes geführt. Mit einem leicht genervt wirkenden Schwung hob sie dessen Bedeckung hoch. Ich

blickte auf eine Glasplatte, unter der sich eine Art von kleiner Kamera befand.

"Legen Sie Ihre rechte Hand auf die Glasplatte und bewegen Sie sich nicht", forderte sie mich auf. – "Sie sind doch Rechtshänder?" fragte sie nach, während sie sich an dem Gerät zu schaffen machte.

"Ja, genau", bestätigte ich, die Hand fest auf die Glasplatte drückend. Dieses Mal wollte ich gleich alles richtig machen, in der Hoffnung, die mir noch bevorstehende Prozedur dadurch abkürzen zu können. Sie sollte in der Tat nicht so lange dauern wie die Schattenvermessung, war deshalb aber nicht weniger unangenehm.

"Jetzt ganz stillhalten", hörte ich noch, dann durchzuckte mich ein brennender Schmerz. Es war, als hätte jemand heißes Wasser auf meine Hand gegossen. Ich wollte sie von der Glasplatte wegziehen, doch sie war wie festgeklebt an dem heißen Glas, unter dem die Apparatur mit einem gelangweilten Brummen ihr Werk verrichtete. Wenigstens bewegte sie sich nur einmal hin und her, dann war alles vorbei.

Sobald die Hitze nachließ, zog ich meine Hand von der Glasplatte weg und umfasste sie mit meiner anderen Hand. Ich hatte kein Gefühl in ihr, andererseits war sie wie elektrisch aufgeladen. Es tat weh, sie zu berühren.

"Sie können jetzt gehen", hörte ich die Dame im dunkelblauen Kostüm sagen. "Sie sind fertig für heute."

Noch halb betäubt, schlurfte ich zur Tür, die ich gegen meine Gewohnheit mit der linken Hand öffnete. Als ich schon fast draußen war, besann ich mich und wandte mich noch einmal um: "Und was ist mit den Ergebnissen?" fragte ich. "Bekomme ich die nicht mitgeteilt?"

Ein tadelnder Blick traf mich, der wohl ebenso dem Zeitpunkt meiner Frage – die Mittagspause hatte längst begonnen – wie ihrem Inhalt galt. "Sie erhalten in den nächsten Tagen Nachricht von uns!" wurde ich zurechtgewiesen.

Ich zerkaute ein Abschiedswort zwischen den Zähnen, dann trat ich in gebeugter Haltung aus dem Zimmer.



Erneuter Besuch des Schattenhändlers/1



Samstag, 12. August

Ein neuer Ausweis

Heute früh hat mir ein Bote der S.E.S. meinen neuen Ausweis gebracht. Blutrot ist er, mit einem großen, leicht von der Oberfläche abstechenden schwarzen Kreis in der Mitte, der den Betreffenden bei jeder Kontrolle sofort als Schattenlosen ausweist. Statt einem Foto sind unverständliche Codes eingraviert, eine Stelle ist sogar aus einer Art Metall angefertigt – vielleicht mein Wärmeabdruck.

Ich musste nicht lange überlegen, was ich mit dem Ding anfangen sollte. Es ist augenblicklich im Mülleimer gelandet, wo es nun – eingebettet in Eierschalen und die Tomatensoße aus dem Glas, das mir gestern runtergefallen ist – vor sich hin schimmelt. Ich

meine, es damit der einzig sinnvollen Verwendung zugeführt zu haben.

Natürlich ist mir klar, dass das nur eine kindische Auflehnung gegen eine Entwicklung war, die nicht mehr aufzuhalten ist. Der Ausweis dokumentiert ja nur das, was die Behörde über mich festgestellt hat. Ob ich ihn aufbewahre oder nicht, ändert daran nicht das Geringste. Allenfalls bekomme ich durch den Verzicht auf das Dokument weitere Probleme, wenn ich demnächst einmal in eine Polizeikontrolle geraten sollte.

Dennoch kommt es mir so vor, als wären das Ängste aus einer anderen Zeit. Merkwürdig: Ich habe den Eindruck, frei zu sein, ohne mich frei zu fühlen. Mir scheint, dass alles anders ist, obwohl nichts sich geändert hat.

Ich werde selbst nicht mehr schlau aus mir. Bestimmt eine Folge der erneuten Begegnung mit dem Schattenhändler! Wenn er das nächste Mal kommt, mache ich ihm einfach die Tür vor der Nase zu. Der Mann ist mir irgendwie unheimlich.

1. Reziproke Leistungserbringung

Gestern – es war schon später Nachmittag – ein durchdringendes Klingeln an der Tür. Das konnte nur der Schattenhändler sein! Ich war mir sicher, dass er kommen würde. Schließlich hatte er seinen Besuch für den Tag angekündigt.

Er stand vor mir, als wären wir gerade erst auseinandergegangen – in genau demselben lächerlichen Vertreteranzug, auf dem die Reklame-Schriftzüge mir entgegenleuchteten wie frisch poliert. Sein Aussehen befremdete mich zwar noch immer ein wenig, doch kam es mir nun schon weit weniger exotisch vor als bei unserer ersten Begegnung.

Einen Augenblick lang blickte er mir mit einem aufmunternden Lächeln in die Augen, ohne etwas zu sagen. "Meljohn von Shadow Colours", stellte er sich dann abermals vor. Mit einem Anflug von Understatement setzte er hinzu: "Ich weiß nicht, ob Sie sich noch an mich erinnern ... Ich hoffe, ich komme Ihnen nicht ungelogen? Ich wollte nur nachfragen, ob wir mit Ihrem Auftrag rechnen können."

Anders als bei seinem letzten Besuch trat er dieses Mal nicht von sich aus ein. "Bitte, kommen Sie doch rein!" forderte ich ihn daher auf.

Ich schloss die Tür hinter ihm und bat ihn ins Wohnzimmer. Höflich, aber bestimmt lehnte er ab: "Tut mir leid, ich habe heute nicht so viel Zeit. Der Freitagabend ist leider bei unseren Kunden ein sehr beliebter Gesprächstermin. Und Sie wissen ja: Der Kunde ist König ..."

Im Vergleich zu seinem fast schon aufdringlichen Verhalten von vor zwei Wochen kam er mir auffallend reserviert vor. Merkwürdig: War er sich seiner Sache so sicher? Oder wollte er einfach keine weitere Zeit in die Kundenberatung investieren?

Es war mir unangenehm, eine für mich so wichtige Entscheidung zwischen Tür und Angel zu treffen. Also versuchte ich, ihn mit einer Tasse Kaffee zu ködern. Aber es war nichts zu machen: Er bestand darauf, die Angelegenheit im Stehen zu besprechen.

Da mich sein Verhalten ärgerte, überlegte ich kurz, ob ich ihn – was ich eigentlich nicht mehr vorgehabt hatte – auf die ominöse Werbe-DVD ansprechen sollte. Immerhin hatte ich sie als ganz unerträglichen Eingriff in meine Privatsphäre empfunden. Aber was sollte es jetzt noch bringen, sich darüber zu beschweren? Lieber ging ich in die Offensive und sprach ihn auf die Zahlungs-

konditionen von Shadow Colours an. Aus dem Kleingedruckten in den Prospekten war ich nämlich nicht ganz schlau geworden.

Er schien nur auf diese Frage gewartet zu haben. Routiniert schlüpfte er in die Rolle des mitfühlenden Helfers: "Machen Sie sich darüber mal keine Gedanken! Wir sind bereit, jede Form von Zahlung zu akzeptieren, die Ihnen angenehm ist: Kreditkarten, Verrechnungsschecks, Barzahlung, Überweisung – das bleibt ganz Ihnen überlassen."

Jovial ergänzte er: "Selbstverständlich ist auch Ratenzahlung möglich! Unsere Zinssätze sind ausgesprochen moderat. Viele unserer Kunden machen von dieser Möglichkeit Gebrauch. Besonders vertrauenswürdigen Kunden bieten wir darüber hinaus auch eine kostenneutrale Zahlungsform an, die auf dem Prinzip reziproker Leistungserbringung basiert."

Angesichts meiner angespannten finanziellen Lage erschien mir dieses Angebot besonders interessant. "Und wie würde das genau aussehen?" fragte ich daher nach.

Er antwortete nicht gleich, sondern verschränkte schweigend seine Arme über der Brust. Geräuschlos krabbelten die Finger seiner linken Hand über seine Brust und glitten dann durch das schütterere Barthaar. Da ich versäumt hatte, das Licht im Flur einzuschalten, konnte ich seine Mimik nicht genau erkennen. Es schien mir jedoch, als bewegten sich seine Lippen kaum merklich auseinander. Sollte das ein Lächeln sein? Oder war es nur ein reflexhaftes Grimassieren?

"Darf ich Ihre Frage dahingehend interpretieren, dass Sie an einer Schattenadhäsion interessiert sind?" fragte er schließlich.

Ich fühlte mich von seiner Direktheit überrumpelt. "Nein ... das heißt: Ich sagte Ihnen ja bereits, dass ich erst Genaueres über die Zahlungsmodalitäten wissen möchte, ehe ich mich entscheide.

Also, um noch einmal auf diese 'reziproke Leistungserbringung' zurückzukommen ..."

Er tat, als ringe er sich zu einer schweren Entscheidung durch: "Nun gut – weil Sie es sind! Sie scheinen mir in der Tat jemand zu sein, der sich dieser – nur einem ausgewählten Kundenkreis vorbehaltenen – Zahlungsform würdig erweisen wird."

Er trat etwas näher an mich heran und senkte seine Stimme: "Die Reziprozität dieser Zahlungsweise gründet sich von unserer Seite aus auf die Adhäsion eines Schattens der Qualitätsstufe *De Luxe*. Im Gegenzug vermittelt uns der Kunde pro Jahr mindestens einen weiteren Kunden, der an sich eine Schattenadhäsion vornehmen lassen möchte."

Auf mein skeptisches Stirnrunzeln hin ergänzte er: "Kunden, die mit uns in derartige Geschäftsbeziehungen eintreten, genießen bei uns natürlich auch sonst eine gewisse Vorzugsbehandlung. Unsere Kontakte reichen bis in die Spitzen der Gesellschaft – wir haben schon so manchem den Weg zu einer überaus erfolgreichen Karriere geebnet!"

Er sah mich erwartungsvoll an. Unschlüssig wich ich seinem Blick aus. Einmal mehr hatte ich das Gefühl, es mit einem Scharlatan zu tun zu haben.

Erneuter Besuch des Schattenhändlers/2



Sonntag, 13. August

Vor ein paar Jahren bin ich einmal von einem Hund gebissen worden. Es war meine eigene Schuld gewesen. Zwar war das Hündchen schwanzwedelnd auf mich zugelaufen. Aber ich wusste ja, dass gerade kleine Hunde dazu neigen, zuzuschnappen, wenn sie sich unsicher fühlen. Also hätte mir klar sein müssen, dass es keine gute Idee war, sich allzu ruckartig zu ihm herunterzubiegen. Es waren dann ziemlich schmerzhafte Streicheleinheiten für mich.

Die Bisswunde war zwar recht klein, schmerzte aber dennoch wie ein Stich mit einer glühenden Nadel. Außerdem ging von der Stelle ein unangenehmes Taubheitsempfinden aus. Genauso fühle ich mich jetzt, nachdem ich dem Schattenhändler die Hand gegeben habe.

Ein lächerlicher Vergleich, ich weiß. Wieder mal einer dieser abwegigen Assoziationspfade, auf die mein überreiztes Gedächtnis mich führt. Aber es ist hier nicht anders als mit den Träumen, die einen in den Tag begleiten. Man weiß ganz genau, dass es sich um Hirngespinnste handelt – aber der Traum färbt doch wie ein bitterer Nachgeschmack die Dinge, die man an dem Tag wahrnimmt.

2. Die Schlangenhand

Am besten hätte ich den Schattenhändler sofort aus der Wohnung geworfen, nachdem er mir die Vertragsbedingungen erläutert hatte! Genau das war auch mein erster Impuls gewesen. Sein Vorschlag, mir einen Schatten anpassen zu lassen, wenn ich ihm im Gegenzug neue Kunden zuführen würde, war mir gleich suspekt gewesen. Er erinnerte mich allzu sehr an das, was der S.E.S.-Beauftragte von mir verlangt hatte, auch wenn es sich – was den Schatten selbst anbelangte – gewissermaßen um den umgekehrten Prozess handelte.

Andererseits war die Erinnerung an den Vormittag bei der S.E.S. zu dem Zeitpunkt noch sehr frisch. Der Gedanke, ich müsste wie der Mann, der dort mit mir gewartet hatte, noch etliche Male bei dieser Behörde vorsprechen, erschien mir unerträglich.

"Gesetzt den Fall, ich würde dieses Angebot annehmen", fragte ich daher vorsichtig, "wie sollte ich denn dann überhaupt weitere Kunden für Sie aufreiben? Und was würde passieren, wenn mir das nicht gelingen sollte?"

"Darüber lassen Sie sich mal keine grauen Haare wachsen!" beruhigte mich der Schattenhändler. "Das wird sich alles beizeiten finden. Außerdem sagte ich Ihnen ja bereits, dass wir Kunden, de-

nen unser besonderes Vertrauen gehört, nicht im Stich lassen. Sie können auch hier auf unsere Unterstützung bauen."

Seine Stimme hatte eine warme Klangfärbung angenommen. In ihrem eintönigen, gleichmäßigen Fluss wirkte sie sehr einnehmend auf mich. Dennoch – oder gerade deswegen – wollte ich keineswegs eine übereilte Entscheidung treffen.

"Ich würde mir das Ganze gerne noch einmal in Ruhe durch den Kopf gehen lassen", bat ich deshalb. "Lassen Sie mir doch einfach Ihre Handynummer da. Ich werde mich dann in den nächsten Tagen bei Ihnen melden."

Der Schattenhändler schüttelte bedauernd den Kopf: "Es tut mir furchtbar leid, aber das ist ganz gegen unsere Geschäftsbedingungen. Sie wissen ja, dass ich gerne mal ein Auge zudrücke – auch wenn ich das eigentlich nicht dürfte. Aber hier habe ich leider überhaupt keinen Spielraum. Das Angebot gilt nur für den heutigen Tag. Wenn ich zu Ihrer Tür hinausgehe, ist es schon verfallen."

"Sie können doch nicht von mir verlangen", empörte ich mich, "dass ich ohne nähere Prüfung einen Vertrag unterschreibe, der so weit reichende Folgen für mein weiteres Leben hätte!"

"Aber wer redet denn von einem Vertrag?" wiegelte er ab. "So etwas widerspräche doch in eklatanter Weise dem kollegialen Verhältnis, das wir zu unseren Kunden pflegen! Wenn Sie unser Angebot annehmen, erfolgt unsere Einigung ganz einfach per Handschlag. Wir sind der festen Überzeugung, dass das Ehrenwort unserer Kunden mehr wert ist als alle vertraglichen Bindungen. Und unsere Kunden haben so die Sicherheit, dass sie sich nicht in den Fallstricken des Kleingedruckten verfangen können. Sie haben unser Wort, und darauf ist zu hundert Prozent Verlass."

Ich stutzte erneut: Wenn mit der Firma keine richtigen Verträge abzuschließen waren, so handelte es sich bei dem Schattenhändler offenbar doch nur um einen Betrüger, der meine Notlage mit irgendwelchen Hintergedanken ausnutzen wollte. Ich nahm mir vor, den Flur später erneut auf etwaige Veränderungen hin abzusuchen. Vielleicht war das Ganze ja auch eine raffinierte Form von Marktforschung, bei der heimlich ein Mikrofon oder eine Kamera in der Wohnung des Kunden installiert wurde.

Die wieder etwas lauter werdende Stimme des Schattenhändlers riss mich aus meinen Gedanken: "Ich muss Sie nur – so leid es mir tut – bitten, sich nun gleich zu entscheiden. Ich bedaure, Ihnen keine intensivere Beratung bieten zu können, aber es warten nun einmal noch andere Kunden auf mich."

Derart unter Druck gesetzt, beschloss ich, mir die seltsamen Geschäftspraktiken dieser Firma zunutze zu machen. Was hinderte mich eigentlich daran, einem unbedeutenden Vertreter die Hand zu geben? Wenn ich mich am Ende doch gegen eine Geschäftsbeziehung mit Shadow Colours entscheiden sollte, könnte ich ja jederzeit von der Vereinbarung zurücktreten – rechtlich bindend wäre sie ohnehin nicht!

Gleichzeitig ließe sich, dachte ich mir, auf diese Weise überprüfen, wie ernst es meinem Gegenüber mit seinem Ehrenwort war. Ich würde feststellen können, ob man überhaupt für die Durchführung einer Schattenadhäsion an mich heranträte, wie diese aussähe und ob sie mir zusagte. Und wenn sie mir nicht gefallen sollte, könnte ich sie ohne weitere Begründung ablehnen. Warum sollte ich also nicht einfach einschlagen? Ich konnte dabei doch nur gewinnen!

"Also gut", sagte ich schließlich, "ich bin einverstanden!" Mit diesen Worten hielt ich dem Schattenhändler meine Hand hin.

"Eine vernünftige Entscheidung!" lobte er mich. Er löste seine Finger, die er in Erwartung meiner Antwort geknetet hatte, aus ihrer Verschränkung und streckte mir den linken Arm entgegen. Dabei ging er – wie mir schien – unnatürlich langsam vor und blickte mir überdies in einer unangenehm stechenden Weise in die Augen.

Als unsere Hände einander berührten, drückte er nicht gleich fest zu, sondern ließ seine Finger förmlich in meine hineingleiten. Angewidert spürte ich, wie sich das kalte, etwas feuchte Fleisch um meine Haut schlängelte. Es war mir, als würde ich in ein Loch voller Maden greifen. Ich war jedoch zu benommen, um meine Hand wegzuziehen.

Umso mehr erschrak ich, als plötzlich die fremden Finger zuschnappten und sich fest um meine Hand schlossen. Es war kein normaler Händedruck. Ich empfand es eher wie einen Biss, der mein Blut in jäher Hast durch die Adern pulsieren ließ.

Es dauerte eine Weile, bis ich wieder zur Besinnung kam. Benommen sah ich mich um: Der Schattenhändler war verschwunden. Zurückgeblieben war nur ein Geruch von kaltem Schweiß, der aber ebenso gut von meinem eigenen Körper ausgehen konnte. Ich beschloss, mich auf keine weiteren Kontakte mit dieser Firma einzulassen.

Wiedersehen mit Lina/1



Dienstag, 15. August

Lähmungsgefühle

Seit dem Besuch des Schattenhändlers hat ein eigenartiges Lähmungsgefühl von mir Besitz ergriffen. Es ist nicht so, dass ich allgemein antriebsarm wäre. Mein Alltag läuft so ab wie immer. Ich komme morgens sogar etwas besser aus dem Bett und habe nicht mehr diese Angst vor den bohrenden Blicken der Passanten, wenn ich vor die Tür gehe.

Die Lähmung bezieht sich eher auf meinen Geist. Es ist, als hätte ich keinen rechten Zugang mehr zu mir; als würde jemand anders für mich denken, und ich müsste nur ausführen, was er für mich entschieden hat. Dadurch fühle ich mich zwar nicht mehr so ruhelos wie früher. Aber die Ruhe, die mich erfasst hat, ist eben die Ruhe des Gelähmten, der nach keiner Bewegung strebt, weil er ohnehin weiß, dass er sie nicht ausführen kann.

Fast wünsche ich mir jetzt dieses Gefühl der Haltlosigkeit zurück, das mich bis vor Kurzem begleitet hat. Zum Schluss hatte ich mich ja fast daran gewöhnt. Natürlich war die ständige Unruhe auch eine große Belastung für mich. Dennoch kommt sie mir im Rückblick irgendwie lebendiger vor als mein jetziger Zustand.

Ob es mir besser gehen würde, wenn ich Lina nicht getroffen hätte? – Wohl kaum ... An der Situation als solcher hätte sich dadurch ja nichts geändert. Wenn wir nur früher wieder miteinander gesprochen hätten! Vielleicht hätte ich dann einen anderen Weg eingeschlagen. Aber hätte das denn in meiner Macht gestanden?

1. Ausflug nach Hadderstetten

Warum ich am Montag nach Hadderstetten gefahren bin, weiß ich selbst nicht mehr. Sicher, es war ein richtig schöner Sommertag, angenehm warm, kein bisschen schwül ... Im Prinzip ist es ganz normal, wenn man an einem solchen Tag einen Ausflug unternimmt.

Andererseits hatte ich mich schon seit Monaten an ungetrübten Sonnentagen nicht mehr vor die Tür getraut. Und wenn, hätte ich mit Sicherheit eine Uferpromenade wie die in Hadderstetten gemieden, auf der es keine Fluchtmöglichkeit vor den alles offenbarenden Blicken der Sonne gab.

Immerhin war an einem Montagnachmittag nicht allzu viel Betrieb am Fluss: Mütter mit Kindern, ein paar alte Leute, hier und da Touristen, die sich nach Hadderstetten verirrt hatten – auf der langen Promenade verlief sich das schnell. Ich empfand ein seltsames, lange nicht mehr da gewesenes Hochgefühl, das meine Schattenlosigkeit völlig in den Hintergrund drängte.

Vielleicht war es die rauschhafte Wirkung, den ungefilterte Sonneneinstrahlung auf jemanden ausübt, der sich ihr lange entzogen hat, vielleicht auch schlicht der Übermut des Tagträumers. Jedenfalls hatte ich plötzlich nicht mehr das Gefühl, mich verstecken zu müssen.

Ich bewegte mich völlig frei zwischen den anderen Spaziergängern, als würde ich mich durch nichts von ihnen unterscheiden. Möglicherweise war das ja auch der Grund dafür, dass mich tatsächlich niemand mit diesem befremdeten Blick, der mit peinlicher Akribie den Grund für seine eigene Befremdung sucht, angestarrt hat. Einmal mehr kam mir der Gedanke, dass es vielleicht doch nicht die Schattenlosigkeit war, die mein eigentliches Problem darstellte, sondern eher der fehlende Mut, sich zu ihr zu bekennen.

Ich ging die Promenade ganz bis zu ihrem Ende entlang, genoss dort auf einer Bank den Blick auf den sich zwischen den Hügeln verlierenden Fluss, dann spazierte ich wieder zurück. Allmählich fiel die Unbeschwertheit jetzt wieder von mir ab. Der Hauptgrund dafür war wohl, dass nun vielerorts Büroschluss war. Offenbar hatten sich bei dem schönen Wetter nicht wenige dazu entschlossen, ein paar Überstunden abzufeiern und früher Schluss zu machen. So nahm die Zahl der Spaziergänger auf einmal merklich zu.

Hinzu kam, dass die Sonne des späten Nachmittags jetzt längere Schatten auf den Weg zeichnete. Dadurch wurde ich mir meines Makels wieder stärker bewusst. Als ich in die Nähe des Terrassencafés kam, sah ich deshalb unwillkürlich zu den im Schatten stehenden Tischen herüber, in der Hoffnung, dort in Ruhe das Abebben des Spaziergängerstroms abwarten zu können.

Zum Glück waren die meisten Schattenplätze unbesetzt. Fast alle Gäste zogen es vor, sich von der milden Nachmittagssonne umschmeicheln zu lassen. Während ich noch nach dem schattigsten Plätzchen Ausschau hielt, blieb mein Blick plötzlich an einer allein sitzenden Frau haften.

Sie hatte unter einem alten Ahornbaum mit ausladenden Ästen Platz genommen, wo man sicher sein konnte, von keinem Sonnenstrahl getroffen zu werden. Genau diesen Tisch hätte auch ich ausgewählt. Da die Frau trotz der schattigen Umgebung eine Sonnenbrille trug, hielt ich sie zunächst für eine Fremde. Erst als ich genauer hinsah, erkannte ich sie: Es war Lina.

Nach all den Tagen, an denen ich darüber nachgedacht hatte, ob und wie ich mich ihr wieder nähern könnte, erschien mir dieses Zusammentreffen wie ein Wink des Schicksals. Ich zögerte keinen Augenblick. Rasch ging ich an den Tischen der Sonnenanbeter vorbei zu der obersten Terrasse, auf der ich Lina erblickt hatte. Trotz des Knirschens meiner Schritte auf dem Kiesweg bemerkte sie mich erst, als ich direkt vor ihr stand. Gedankenversunken sah sie zu mir auf.

"Theo!" rief sie erstaunt. "Was machst du denn hier?"

"Das Gleiche könnte ich dich auch fragen", entgegnete ich. "Darf ich mich setzen?"

Lina lächelte. Ihre Mundwinkel zuckten leicht. "Gern", lud sie mich ein, auf die freien Plätze an ihrem Tisch weisend.

Aufgeregt, wie ich war, begann ich über lauter Belanglosigkeiten zu reden: über die glücklichen Leute von Hadderstetten, die eine so schöne Uferpromenade in ihrer Stadt hätten, über die Amseln, die hinter uns durchs Unterholz huschten, ja sogar über das Wetter und die Wetteraussichten, obwohl mir in dem Moment kaum etwas gleichgültiger war als das Geraune der Meteorologen.

Als die Bedienung an unseren Tisch kam, bestellte ich mir einen Eiskaffee. Da Lina ihren Kaffee schon fast ausgetrunken hatte, wollte ich sie auch zu einem Eis einladen, aber sie lehnte ab.

Eine Weile lang schwiegen wir, dann fragte Lina: "Sag mal: Ich hab' dich schon seit Wochen nicht mehr in der Firma gesehen. Warst du etwa krank?"

Ich sah sie überrascht an. "Aber ich bin doch schon vor über einem Monat entlassen worden! Wusstest du das denn nicht?"

Sie schien ehrlich betroffen zu sein: "Was? Sie haben dir gekündigt? Das tut mir leid, Theo, wirklich ..."

"Mach dir keinen Kummer", spielte ich die Kündigung herunter. "Mittlerweile habe ich mich damit abgefunden." Ich wunderte mich, wie viel Anteil sie plötzlich an meinem Schicksal nahm. Das alles wollte so gar nicht zu unserer letzten Begegnung in ihrer Wohnung passen, als sie mir die kalte Schulter gezeigt hatte.

Die Bedienung kam und brachte mir meinen Eiskaffee. Erneut versuchte ich, einen lockeren Ton anzuschlagen: "Wie geht's denn so in der Firma? Gibt's was Neues?"

Lina seufzte. "Ach, was soll es da schon Neues geben? Es ist doch tagaus, tagein dieselbe Routine."

Für einen Augenblick sah sie ausdruckslos vor sich hin. Dann setzte sie hinzu: "Manchmal hätte ich Lust, den ganzen Krempel hinzuschmeißen."

Nachdem ich ihr gerade von meiner Entlassung erzählt hatte, fand ich die Bemerkung etwas unpassend. Dennoch versuchte ich, ihr Mut zuzusprechen: "Du bist doch nicht mit der Firma verheiratet! Warum bewirbst du dich nicht einfach mal auf ein paar andere Stellen?"

Anstatt zu antworten, schwenkte Lina gedankenverloren die Kaffeetasse in ihrer Hand. Fast wäre der Kaffee auf ihre Hand ge-

schwappt. Tonlos sagte sie dann, fast wie bei einem Selbstgespräch: "Andere Stellen ... Das klingt nach großer Veränderung. Aber vor uns selbst können wir ja doch nicht fliehen. Unser Schatten folgt uns, wohin wir auch gehen."

Langsam, als bereite es ihr Mühe, griff sie nach einem Bügel der Sonnenbrille und nahm sie ab. Dabei wandte sie mir ihr Gesicht zu, so dass ich ihr in die Augen sehen konnte. Sie kamen mir etwas gerötet vor.

Es ärgerte mich, dass sie in dieser Weise über ihren Schatten sprach. Wollte sie damit etwa auf meine Schattenlosigkeit anspielen? "Was soll das heißen, Lina?" fragte ich daher. "Du weißt doch, dass ich ..."

"Das soll heißen", unterbrach sie mich, "dass ich mir manchmal überlege, ob ich nicht besser schattenlos geblieben wäre."

Sie blickte in meine Richtung, sah aber an mir vorbei.



Wiedersehen mit Lina/2



Mittwoch, 16. August

Es fällt mir immer schwerer, meine Gedanken zu ordnen. Warum bemühe ich mich überhaupt noch darum? Wer zwingt mich dazu? Würde es mir nicht sogar guttun, nicht weiter in mich hineinzuhorchen und mich, frei von allen störenden Gedanken, in ein neues Leben treiben zu lassen?

Andererseits hat es noch immer eine belebende Wirkung auf mich, mit dem Computer Zwiesprache zu halten. Es hält mich irgendwie über Wasser ...

Der Cursor als Leuchtturm, ohne den ich die Orientierung verliere? Nun, sobald ich mich wieder ganz der Stellensuche widme, werden wir ja sehen, wie ich ohne die Krücke der ständigen Selbstgespräche zurechtkomme. Die ersten Bewerbungen habe ich jedenfalls schon geschrieben.

2. Das Geständnis

"Manchmal überlege ich mir, ob ich nicht besser schattenlos geblieben wäre ..." Linas Worte hallen noch immer in mir nach.

Ich hatte zuerst gar nicht begriffen, was sie mir sagen wollte.

"Das musst du mir genauer erklären", hatte ich sie daher aufgefordert. "Du weißt doch so gut wie ich, dass 'Schattenlosigkeit' für mich eine sehr konkrete Bedeutung hat, und ich verstehe deshalb nicht, warum ..."

"Wenn ich 'schattenlos' sage, dann meine ich es auch so." Sie blickte immer noch unverwandt über meine Schulter hinweg. Auch als ich ihr direkt in die Augen sah, hatte ich nicht den Eindruck, als würde sie meinen Blick erwidern.

"Du willst doch nicht etwa sagen, du wärest auch mal ohne Schatten gewesen?" brachte ich nach einer kurzen Pause hervor.

"Doch, genau das", bestätigte sie ohne Umschweife, auch wenn ihre Stimme dabei seltsam brüchig klang.

Erst jetzt fielen mir wieder die düsteren Ahnungen ein, die mich vor ein paar Tagen beschlichen hatten. Dennoch wollte ich in dem Moment nicht wahrhaben, was Lina mir gestand. "Aber das ... das hätte ich doch gemerkt!" beharrte ich. "Du ... du hattest doch immer einen ganz normalen Schatten, wie alle anderen auch!"

Sie löste ihre Augen abrupt von dem großen Ahornbaum, der hinter mir mit den Zweigen wedelte. Zum ersten Mal trafen sich unsere Blicke. "Ist dir das wirklich so vorgekommen?" fragte sie.

"Nun ja ... Du weißt ja, dass ich dir immer, sagen wir" – ich versuchte zu lächeln, aber es wurde nur ein hilfloses Zucken daraus – "besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe ... Aber an deinem Schatten ist mir nie etwas Ungewöhnliches aufgefallen."

Linas Lippen zitterten. Sie fing sich jedoch gleich wieder und sagte in ruhigem Ton: "Damals, als ich bei euch in der Firma anfing, hatte ich gerade meinen Behelfsschatten von der S.E.S. bekommen – mit denen wirst du sicher auch schon zu tun gehabt haben, denke ich ..."

Ein Blick in meine aufgerissenen Augen bestätigte ihr, dass sie Recht hatte. "Nun", fuhr sie fort, "wie du weißt, nehmen sie einem dort die Maße ab und passen einem dann einen Behelfsschatten an, der auf Außenstehende wie ein echter Schatten wirkt. Ich hätte mich damit also wieder ganz normal bewegen können – und offenbar hat es auf Außenstehende auch so gewirkt, als würde ich das tun. Ich selbst habe mich aber mit dem Behelfsschatten immer sehr unwohl gefühlt."

Lina wischte sich eine widerspenstige Locke aus der Stirn. Ihre Augen waren auf die gezackten Ahornblätter gerichtet, durch die gerade ein leichter Wind strich.

"Weißt du", sagte sie dann, "diese Art von Schatten bleibt für einen selbst immer etwas Äußerliches. Man fühlt sich irgendwie nicht richtig mit ihm verbunden. Es ist, als würde einen jemand nachäffen, der mit einem selbst nichts zu tun hat. So habe ich mich die ganze Zeit über weiterhin schattenlos gefühlt, obwohl es für alle anderen so aussah, als hätte ich einen ganz normalen Schatten. Darunter habe ich aber noch mehr gelitten als vorher, als meine Schattenlosigkeit auch nach außen hin sichtbar war."

Lina blickte gedankenverloren auf ihre Hände. Es war, als führten ihre Finger ein Eigenleben, als redeten sie in einer geheimen Sprache, die sie angestrengt zu ergründen suchte.

"Außerdem", ergänzte sie schließlich, "hat der Behelfsschatten ja auch eine Kontrollfunktion: Er ist mit einem Wärmesensor in der S.E.S. verbunden, durch den die Behörde über all deine Aktivitä-

ten im Bilde ist. Das alles habe ich irgendwann einfach nicht mehr ausgehalten."

"Lina!" rief ich aus. "Was erzählst du denn da?" Es war mir fast, als hörte ich mich selbst sprechen.

Sie fuhr aus ihren Gedanken hoch und blickte mich mitleidig an: "Du hast erst den SLP-Pass bekommen, stimmt's? Bei mir hat es damals auch fast zwei volle Monate gedauert, bis sie mir den Behelfsschatten angepasst haben. Das Schlimmste dabei war für mich, dass mir niemand gesagt hat, was mit mir passieren würde. Ich wurde einfach einbestellt, und dann klebte plötzlich dieses fremde Ding an mir."

"Und weiter?" drängte ich sie. "Wie bist du damit umgegangen?" Lina holte tief Luft, ehe sie weiterredete. "Anfangs habe ich versucht, den Behelfsschatten einfach zu ignorieren, so wie andere Menschen ja auch ihrem Schatten keine besondere Beachtung schenken. Aber es ist mir einfach nicht gelungen. Immer hatte ich das Gefühl, als wäre jemand hinter mir her, der jede meiner Reaktionen kontrolliert. Am schlimmsten war es nachts, wenn ich den Behelfsschatten nicht sehen konnte. Dann konnte ich oft nur bei Licht schlafen. Im Dunkeln hatte ich immer das Gefühl, mir würde jemand die Luft abdrücken."

Ich konnte mich noch immer nicht aus meiner Erstarrung lösen. "Warum hast du denn nie mit mir darüber gesprochen?" fragte ich. "Wir hätten uns doch gegenseitig helfen können!"

"Das wollte ich ja! Aber du ..." Sie schluckte. Ihre Augen schimmerten feucht. "Na, du weißt ja selbst, wie damals alles gekommen ist."

Jetzt war es an mir, betroffen zu schweigen. Mir lag die Frage auf den Lippen, ob sie – wenn sie doch mit mir hatte reden wollen –

auf die Erotik nicht besser verzichtet hätte. Aber die Frage kam mir selbst unpassend vor, und also verkniff ich sie mir.

Als spürte sie, was mich beschäftigte, sagte Lina: "Du hast mich damals ja auf dem Sofa liegen lassen wie ein Stück Fleisch, das nicht mehr ganz frisch riecht. Da wusste ich plötzlich, dass ich nie mehr einem anderen Menschen nahe sein könnte, solange ich an diesen Behelfsschatten gebunden wäre."

"Es tut mir leid, Lina, ich wusste doch nicht ..." Ich tastete nach ihrer Hand, wagte es jedoch nicht, sie zu berühren.

"In dieser Situation", fuhr Lina fort, "habe ich wahrscheinlich den größten Fehler meines Lebens begangen." Sie seufzte. "Ich bekam damals regelmäßig Besuch von einem sehr merkwürdigen Menschen, der sich als Vertreter einer Firma namens 'Shadow Colours' ausgab."

Ich zuckte zusammen, ließ mir aber zunächst nichts anmerken. Ich wollte Lina nicht unterbrechen.

"Dieser Mann hatte mich", erzählte sie weiter, "schon ziemlich bald nach dem Verlust meines Schattens aufgesucht und mir etwas von einem neuartigen Verfahren zum Ersetzen von Schatten erzählt. Das Ganze kam mir von Anfang an äußerst suspekt vor. Außerdem war mir der Typ selbst nicht ganz geheuer. Es wäre mir nicht im Traum eingefallen, mich auf ein Geschäft mit ihm einzulassen."

Lina sah mir in die Augen, wich meinem Blick aber gleich wieder aus. "Wie gesagt", fuhr sie fort, "ich wollte nichts mit dem Kerl zu tun haben. Seit seinem ersten Besuch bei mir stand er aber jede Woche vor meiner Tür und sagte mir immer wieder, dass dies nun garantiert sein letztes Angebot sei. Als ich auch sein allerletztes und sein allerallerletztes Angebot ausgeschlagen hatte, begann er, mich mit E-Mails zu bombardieren. Darin schilderte er

die Folgen meines Zustands in den düstersten Farben. Oder er malte mir die wunderbare Zukunft aus, die er mir mit einem Schatten seiner Firma bieten könne. Es war richtiger Terror!"

Lina nippte an ihrem kalten Kaffee. "Na ja", meinte sie schließlich, "es war dann halt ein sehr unglückliches Zusammentreffen: Ausgerechnet an dem Morgen, nachdem du mich Hals über Kopf verlassen hattest, stand er wieder vor der Tür. Und da habe ich mir plötzlich gesagt: Was soll's, du hast ja eh nichts mehr zu verlieren – und bin auf sein Angebot eingegangen. Kurz darauf bist du dann wieder bei mir aufgetaucht. Aber da war es eben schon zu spät."



Wiedersehen mit Lina/3



Donnerstag, 17. August

Eine Made hat sich in meinem Gehirn eingenistet. Eine Made, die sich immer tiefer in die Windungen meines Geistes hineinfrißt. Nicht mehr lange, und sie wird die DNA meines Denkens durch ihre ersetzt haben.

Ob ich Lina wohl noch einmal wiedersehen werde? Und wenn ja: Werden wir dann noch diejenigen sein, die wir bei unserer ersten Begegnung waren?

3. Die Fußfessel

Das Schwindelgefühl, das mich befiel, als Lina mir meinen zweiten Besuch bei ihr aus ihrer Sicht geschildert hatte, hat mich seither nicht mehr verlassen. Noch immer stehe ich vor dem Abgrund, der sich durch ihren Bericht vor mir aufgetan hat. Denn mir war sofort klar: Es war niemand anderes als der Schattenhändler, der sich an jenem Morgen in Linas Wohnung aufgehalten hatte!

Ich sehe mich mechanisch nach dem Glas mit dem Eiskaffee greifen, von dem ich noch kaum etwas zu mir genommen hatte. Noch immer verspürte ich keine Lust, davon zu kosten. Stattdessen umfasste ich das Glas mit meinen Händen, als müsste ich es vor etwas beschützen.

Eine Weile lang saßen wir schweigend nebeneinander. Lina war wieder in das tänzelnde Eigenleben ihrer Finger versunken, und ich starrte wie ein Wahrsager auf meinen Eiskaffee, in dem das Eis allmählich zu einem süßen Brei zerfloss.

"Ich hatte auch mit ihm Kontakt", bekannte ich schließlich, ohne von dem Eiskaffee aufzublicken.

Lina fuhr aus ihrer apathischen Haltung auf. "Mit wem?" fragte sie, als hätte sie mich nicht richtig verstanden.

"Mit dem Schattenhändler", entgegnete ich, ihren Blick auffangend.

Lina sah mich ungläubig an: "Aber ... du hast dich doch nicht etwa auf einen Deal mit ihm eingelassen?"

"Doch", musste ich zugeben.

Lina wandte ihren Blick wieder von mir ab. "Dann bist du erledigt", sagte sie tonlos.

Ich widersprach ihr, obwohl ich sofort spürte, dass sie Recht hatte. "Was soll das heißen: erledigt? Du hast doch selbst gesagt, dass du sein Angebot angenommen hast, weil du den Zustand mit dem Behelfsschatten nicht mehr ertragen konntest." Wild galoppierte das Blut in meinen Schläfen.

"Ich habe aber auch gesagt, dass das der größte Fehler meines Lebens war." Lina blickte zu Boden, wo die Schatten der Ahornblätter in lautlosen Tänzen ineinanderglitten.

"Weißt du", erklärte sie schließlich, "es ist so: Der Behelfsschatten öffnet dich nach, er kontrolliert dich auch – aber er tastet doch

deine Person als solche nicht an. Vielleicht hätte ich nur lernen müssen, mit ihm umzugehen, dann hätte ich ihn womöglich hier und da sogar austricksen können. Der Schatten, den ich von Shadow Colours erhalten habe, kontrolliert mich aber nicht nur – er formt mich, er greift in mein Leben ein, er lenkt mich, ohne dass ich es merke!"

Ich schüttelte unwillig den Kopf. "Aber das ist doch gar nicht möglich, Lina!"

"Du wirst ja sehen", erwiderte sie achselzuckend. "Wenn du auf das Angebot eingegangen bist, kann es nicht mehr lange dauern, bis du den Schatten bekommst."

"Noch habe ich nichts unterschrieben", stellte ich klar. "Also kann mir auch gar nichts passieren!"

Lina sah mich müde an. "Aber du hast ihm die Hand gegeben, nicht?"

Ich nickte.

"Dann bist du verloren, Theo, du musst dich damit abfinden!" Ihre Stimme klang ebenso mitfühlend wie unerbittlich.

"Und wenn wir zusammen abhauen?" flüsterte ich, einem spontanen Impuls folgend. "Noch ist ja niemand von Shadow Colours bei mir aufgekreuzt."

Lina lächelte spöttisch. "Glaubst du, das läuft ab wie bei der Reparatur einer kaputten Klospülung? Der Klempner kommt, holt die Zange raus, dreht sie dreimal rum, und das war's dann?"

Ich verstummte. Linas plötzlicher Sarkasmus beunruhigte mich.

"Du wirst es gar nicht merken, wenn sie dir den Schatten anlegen", setzte sie in ruhigerem Ton hinzu. "Er wird einfach plötzlich da sein, wie eine Fußfessel, die dir jemand umbindet, während du schläfst. Und dann wirst du auf einmal nicht mehr Herr deines Willens sein. Du wirst nicht mehr wissen, ob du das, was du zu

wollen meinst, wirklich willst, oder ob es nur der Schatten ist, der es dich wollen lässt. Du wirst zum Diener von Interessen werden, die du gar nicht kennst. Am Ende wirst du nur noch eine Marionette deines eigenen Schattens sein."

"Lina, um Gottes willen, es muss doch einen Ausweg geben!" beschwor ich sie. "Lass uns fliehen, gemeinsam werden wir es schon schaffen! Wir sind doch freie Menschen!"

Lina blickte wieder apathisch vor sich hin. "Unsere Freiheit ist die Freiheit von Marionetten, wir können genauso wenig fliehen wie sie. Wir hängen beide an unserem Seil, bewegt von Interessen, von denen wir nicht wissen, ob sie die unseren sind, aber auch unfähig, uns ohne Seil aufrecht zu halten. Selbst wenn du dich also von dem Seil, das dich hält, losreißen könntest, wärst du doch immer noch unfähig, dich ohne es zu bewegen – wie willst du also weglaufen können?"

Hektische Flecken flackerten auf Linas Wangen. Oder waren das nur die tanzenden Schatten des Laubs?

Sie atmete tief durch, dann ergänzte sie: "Einmal angenommen, dir würde die Flucht tatsächlich gelingen: Meinst du wirklich, es gibt irgendeinen Platz auf der Welt, wo du vor diesen Leuten sicher bist? Die werden ihre Ansprüche dir gegenüber schon durchsetzen, darauf kannst du dich verlassen! Außerdem kannst du dir doch nie sicher sein, ob nicht der Wunsch, wegzulaufen, selbst schon wieder das Resultat eines Willens ist, der nicht dein eigener ist, sondern von dir völlig fremden Interessen herrührt, die dir dein Schatten eingegeben hat."

"Aber ich habe doch noch gar keinen Schatten! Ich werde mich mit aller Kraft dagegen wehren, dass man mir einen anlegt!" beharrte ich, wie ein Kind, dem man die Existenz des Weihnachtsmanns auszureden versucht.

Da bemerkte ich, wie Lina ihre Augen fest auf eine Stelle schräg hinter mir richtete, wo ein kreisrunder Sonnenfleck auf den Kiesweg unter dem Ahornbaum fiel. Linas Blick folgend, wandte ich mich um und fixierte ebenfalls die Stelle, die sie so starr ansah. Zunächst fiel mir nichts Besonderes auf. Dann aber erkannte ich, dass zwischen den in den Sonnenfleck hineinspielenden Bewegungen der Blätter etwas Rundes zu sehen war, das ich zuvor nicht bemerkt hatte. An seinem oberen Ende war es von etwas umgeben, das wie ein Haarkranz aussah. Je genauer ich hinschaute, desto heftiger schien der schwarze Kreis in dem Sonnenfleck sich zu bewegen, wie ein Strudel, der mich mit unwiderstehlicher Kraft zu sich hinzog. Mir wurde schwarz vor Augen. Einen Augenblick lang stand mein Leben still, sogar mein Herzschlag schien auszusetzen. Dann drangen die Dinge allmählich wieder zu meinem Bewusstsein vor, wenn auch wie durch einen Filter, der sich unmerklich vor meine Sinne gelegt hatte. Ich stürzte auf dem Kiesweg in die pralle Sonne, blickte vor mich, blickte hinter mich – aber es konnte keinen Zweifel geben: Ich hatte wieder einen Schatten.



Bildnachweise

Alle Bilder – soweit nichts anderes vermerkt – von Pixabay

- Cover:** Dorothe (Darkmoon_Art): Offenes Buch vor Schloss im Nebel
- 5. 3:** Mohamed Hassan: Silhouette eines Programmierers
- 5:** Mohamed Hassan: Silhouetten von CEO und Assistent (Ausschnitt)
- 7:** ID 5187396: Glitch Art: Verzerrung
- 9:** PublicDomainPictures: Nächtliche Straße
- 12:** Willgard Krause: Fantasiegasse in London
- 13:** Tomasz Pro: Nebel im Park
- 16:** ID 3005398: Amsterdam bei Nacht (modifiziert)
- 17:** Gerd Altmann: Prostitution
- 20:** Willgard Krause: Frau mit Kerze (Ausschnitt)
- 21:** Jahidul Islam Jahid: Frau in Burggang
- 24:** Felix Mittermeier: Milchstraße
- 25:** Willgard Krause: Frau mit Kerze im Mondschein (Ausschnitt);
- 28:** Tyler Kelley: Nächtliche Straße
- 29:** Ioannis Ioannidis (Dreamy Photos): Nebelstimmung am See
- 32:** MysticsArtDesign: Spaziergang unter Bäumen
- 35:** Kalhh: Wirbel
- 36:** Genty: Wurmloch: Reise durch die Zeit
- 38:** Gerhard G. (Blende12): Geheimnisvolle Augen
- 41:** Pexels: Hochhaus
- 42:** David Karich: Männliches Gesicht (Ausschnitt)
- 46:** Brigitte (ArtTower): Bunter Rauch
- 49:** Jiradet Inrungruang: Abstrakte Luftkulisse
- 50:** Janae Schiele: Stalker

- S. 53:** Kevin Risseeuw: Schlafzimmerlicht
- 54:** Tookapic: Zigarettenrauch
- 58:** ID 5187396: Glitch Art: Verzerrung
- 61:** Gerhard Bögner: Gasse in Paris
- 62:** David Bruyland: Tänzerinnen
- 65:** Neblige Straße in Mineral del Monte (Zentralmexiko)
- 66:** Gerd Altmann: Silhouette eines Mannes vor einem Vorhang
- 70:** LoggaWiggler: Schattenspiel
- 71:** Gerd Altmann: Ballett-Tänzerinnen
- 76:** Sybille13: Schatten am Strand
- 77:** Mariusz Slonski: Schatten einer Frau bei Sonnenuntergang
- 81:** Tanya Arler: Nebeltraum
- 82:** Gerd Altmann: Beziehungskonflikt
- 85:** Abigail2resident: Mädchen am Fenster
- 86:** Victoria Borodina: Zerstrittenes Paar
- 90:** Lena Lindell: Brücke im Nebel
- 91:** Fffnm: Chaus1 (Wikimedia commons, 2010)
- 94:** Anja (Cocoparisienne): Nebliger Weg
- 95:** Khusen Rustamov: Silhouette eines Mannes
- 100:** Xpics: Schattenmänner
- 104:** Gerd Altmann: Überwachung
- 108:** Pete Linforth (TheDigitalArtist): Handschellen
- 112:** Alex Yomare: Marionette
- 113:** Wladimir Berzin: Chemielehrerin (Ausschnitt, modifiziert)
- 118:** Peter H. (Tama66): Lost Places: Schreibtisch
- 122:** Daniel Kirsch: Stuhl in einer Zimmerecke (modifiziert)
- 127:** Ariane Kinde (ariellefisch): Stufen in einem Bunker
- 131:** Gerd Altmann: Wartender
- 132:** Michael Gaida: Lost Places: Verlassener Flur
- 136:** MasterTux: Scheinwerfer (modifiziert)

- S. 140:** Tunnelmotions: Raumschiff
- 141:** ID 8385: Männer mit langen Schatten aus der Vogelperspektive
- 146:** Colin Behrens: Flamme in einer Hand
- 150:** ID 12222786: Brennende Hand
- 151:** Isabella Quintana: Teuflischer Clown
- 156:** 1tamara2: Schlange vor nebligem Himmel
- 161:** Gerd Altmann: Silhouetten zweier Köpfe
- 166:** Gundula Vogel: Ahornbaum
- 167:** StockSnap: Schatten einer Frau
- 172:** Elias (Schäferle): Silhouette einer Frau im Gegenlicht
- 173:** PublicDomainPictures: Füße in Ketten
- 177:** StockSnap: Silhouette eines Mannes
- 180:** Anne Worner: Bogeyman (Bösewicht; Wikimedia commons, Dezember 2014)

